

GEOGRAPHISCHES LEXIKON

DER SCHWEIZ

MIT DEM BEISTANDE DER

GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT ZU NEUENBURG

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG VON

CHARLES KNAPP

PROFESSOR AN DER AKADEMIE IN NEUENBURG

MAURICE BOREL

KARTOGRAPH

UND

V. ATTINGER

VERLEGER

IN VERBINDUNG MIT FACHMÄNNERN AUS ALLEN KANTONEN

MIT ZAHLREICHEN

KARTEN, PLÄNEN UND ANSICHTEN IN UND AUSSER DEM TEXT

DEUTSCHE AUSGABE

BESORGT VON

HEINRICH BRUNNER

FÜNFTER BAND

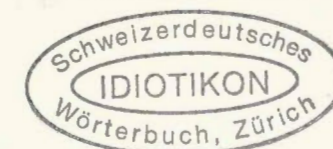
SCHWEIZ — TAVETSCH

NEUENBURG

VERLAG VON GEBRÜDER ATTINGER

1908

Alle Rechte vorbehalten.



NEUENBURG — BUCHDRUCKEREI GEBRÜDER ATTINGER

Reicher und mannigfaltiger an Trachten als das Wallis war der weitverzweigte Kanton Graubünden mit seinen isolierten, oft völlig abgeschlossenen Thälern. Das meiste ist freilich verschwunden, vergessen. Wenn alle Trachten des Kantons beisammen wären, würden sie eine eigene kleine Sammlung für sich bilden, wie aus dem *Album für rätsche Trachten* ersichtlich ist. Die Leiter der im Jahr 1899 stattgehabten Calvenfeier hatten sich grosse Mühe gegeben, die Darsteller in möglichst getreuen Trachten auftreten zu lassen. Manch' vergessene Truhe und manch' dunkler Winkel wurden deshalb durchsucht und förderten Originalstücke ans Tageslicht.

Im südlichen Tessin findet sich eine Tracht, die stark an Italien erinnert. Die Frauen der Brianza stecken rund herum in die Zöpfe des Hinterkopfes mehr als zwanzig silberne Löffelfeile, die wie ein Strahlenkranz in der Sonne blitzen. Die Hirtinnen des Maggia- und Verzascales haben ein so kurzes Mieder, dass die Schnürung oberhalb der Brust sich befindet. Der Rock ist aus 16 je 20 cm breiten Streifen von dickem, haarigem Wollstoff zusammengesetzt. Die Füsse stecken in Zoccoli, und die Waden werden durch dicke Wollstoffrohre geschützt.

Im Jahr 1896 verfiel der Lesezirkel Hottingen-Zürich auf die Idee, ein schweizerisches Trachtenfest, verbunden mit Vorführung alter Spiele, Tänze, Gesänge und sonstiger Gebräuche, zu veranstalten. Jedes Thal wurde durchstöbert; alte Leute wurden ausgefragt, alte Bilder gesehen; man suchte das Verborgene, das Vergessene hervor. Dies gelang vortrefflich, so dass die ganze Veranstaltung zu einem geradezu vaterländischen Fest wurde. Aus allen Gauen kamen Leute, mit alten Schätzen beladen, herbei, um mitzumachen. Der Direktor des damals im Bau begriffenen Schweizerischen Landesmuseums benutzte freudig die Gelegenheit, für eine Trachtensammlung zu erwerben, was irgendwie erhältlich war. Als dann zwei Jahre später zur Eröffnung des Landesmuseums nochmals ein Trachtenfest arrangiert wurde, war es möglich, so zu sagen in zwölfter Stunde noch mehr Erwerbungen zu machen. Das Landesmuseum besitzt heute die weitaus reichhaltigste und interessanteste Trachtensammlung der Schweiz. Von grosser Bedeutung ist nun, dass auch die kantonalen Museen angeregt wurden, ihr Augenmerk den Trachten zu schenken. Somit bleiben die verschwindenden Trachten doch nicht nur in Bildern, sondern auch in Originalen der Nachwelt erhalten.

Der Lesezirkel Hottingen hat aber durch das Fest noch eine andere wertvolle Anregung gegeben, diejenige zur Erstellung eines Prachtwerkes für Schweizertrachten des 18. und 19. Jahrhunderts. 36 Tafeln zeigen in vortrefflich ausgeführten Farbenbildern fast ausnahmslos Originaltrachten, die jetzt meistens im Besitz des Landesmuseums sind. Als man sich bewusst wurde, dass nicht bloss in der Schweiz, sondern auch in andern Ländern die charakteristischen Volkstrachten zu verschwinden drohen, wurden vielerorts Anstrengungen gemacht, dies zu verhindern, denn nicht nur die Trachten verschwinden, sondern mit ihnen auch die alten Bräuche und alten Sitten.

Man glaubte, dem Verschwinden der Trachten dadurch am ehesten Einhalt tun zu können, dass man ländliche Feste veranstaltete und die Träger und Trägerinnen der besten Trachten auszeichnete. Wie es aber Bräuche gibt, die nicht mehr in die fortschreitende neue Zeit hineinpassen, so passen auch die Trachten nicht mehr hinein. Sie haben ihre Entwicklung durchgemacht, ihre Blütezeit überschritten und sind im Zerfall. Ihre längere oder kürzere Lebenszeit ist einzig von der Abgeschlossenheit der Bewohner von der übrigen Welt abhängig. Je mehr sich entlegene Thäler und Gegenden dem Verkehr, den fremden Menschen öffnen, desto schneller verschwindet alles Eigenartige, alles Originelle der Einheimischen. [FRAU JULIE HEIERLI].

D. SPRACHEN UND MUNDARTEN. Die kleine Schweiz besitzt nicht nur eine reich entwickelte Fauna und Flora, eine Mannigfaltigkeit landschaftlicher Bilder, die jährlich Tausende von Fremden in unser Land locken, sondern ihr vornehmster Reichtum besteht in der zu einer festen Einheit gefügten Verbindung germanischer und romanischer Sitte. Die Romanen wiederum spalten sich auf

Grund alter ethnischer Unterschiede und geschichtlicher Vorgänge in ein französisches, italienisches und rätsches Kulturgebiet. Die deutschen Schweizer fühlen sich kulturell eins mit ihren germanischen Stammesbrüdern, die Westschweiz hängt nach Frankreich hinüber, der Tessin und einige Bündner Thäler gravitieren nach Italien, und das Rätsche ist heute auf einen Teil Graubündens beschränkt. Das Alpenmassiv, besonders der Gotthard, bildet den natürlichen Scheide- und Schutzwall dieser Sprachgebiete.

Als die örtlichen Mundarten mit dem Fortschreiten der Kultur durch Schriftsprachen zurückgedrängt oder sogar ersetzt wurden, griffen der Norden und die Innerschweiz naturgemäss zum Hochdeutschen, der Westen zur Sprache von Paris, die italienischen Landesteile zum Gemeinitalienischen. Nur das Rätsche wurde selber zur Schriftsprache erhoben, offiziell gedruckt und in den Schulen gelehrt. Es zeigte sich aber, dass in dieser Stärke eine Schwäche lag: die dialektische Spaltung, sowie der Mangel eines grossen internationalen Verbandes ermöglichte der rätschen Schriftsprache nur eine bescheidene und temporäre Existenz.

Im Folgenden sollen in raschen Zügen die Geschieke und die charakteristischen Merkmale der deutschen, französischen, italienischen und rätschen Sprache und Mundarten auf Schweizerboden beleuchtet werden.

I. DEUTSCH. Die letzte eidgenössische Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ergab für die Schweiz bei einer Gesamtbevölkerung von 3 315 443 Seelen 2 312 949, d. h. annähernd 70% Deutsch-sprechende. Davon bewohnen etwa 2 1/2 Millionen ein geschlossenes Gebiet, das ungefähr zwei Drittel des gesamten schweizerischen Territoriums ausmacht: es umfasst die ganze Nord-, Ost- und Mittelschweiz, reicht im Süden, sich stark verengernd, bis zur schweizerisch-italienischen Landesgrenze und schiebt sich so gleichsam als trennender Keil zwischen die romanischen Landesteile im Westen einerseits, im Süden und Südosten andererseits. Längs der Nord- und zum grössten Teil auch der Ostgrenze hängt es unmittelbar mit dem übrigen deutschen Sprachgebiet zusammen, dessen südwestlichen Ausläufer es bildet.

1. Sprachgrenze. Die heutige Westgrenze gegen das französische Sprachgebiet setzt ein in der Nordostecke des bernischen Amtsbereiches Pruntrut, durchzieht den Norden des Amtes Delsberg, überschreitet zwischen Liesberg und Soyhières das Birsthal und folgt, vorerst noch in östlicher Richtung, dann nach Südwesten zurückweichend, der bernisch-solothurnischen Kantonsgrenze, weiterhin dem Höhenzuge westlich von Biel und vom Bielersee, steigt südlich von Ligerz zum See hinunter und geht diesem und dem Zihlkanal nach zum Neuenburgersee. Dann springt sie zum Nordrand des Murtensees über, verlässt den See mit der waadtländischen Grenze nördlich von Faoug und zieht sich in südöstlicher Richtung mit zahlreichen Ausbuchtungen nach links und rechts erst quer durch den freiburgischen Seebezirk, nachher längs der Grenze zwischen dem Saane- und Sensebezirk (doch Pierrafortscha dem deutschen Gebiet überlassend) bis zur Berra im Norden des Greizerlandes, wendet sich eine Strecke weit östlich, dann wieder südlich zwischen Jaun und Charmey hindurch zur Dent de Ruth und weiter, mit der bernisch-waadtländischen Kantonsgrenze zusammenfallend, zum Oldenhorn. Von hier an begleitet sie die Grenze zwischen Bern und Wallis bis zum Wildstrubel, steigt dann der Ostgrenze des Bezirkes Siders nach bis zur Rhone hinunter, die sie östlich von Siders überschreitet, und streicht jenseits über den Gebirgskamm zwischen dem Eifischthal (Val d'Anniviers) und dem Turmanthal zur Dent d'Hérens, wo sie auf die schweizerisch-italienische Landesgrenze trifft.

Die Südgrenze folgt dieser zunächst bis gegen den Lyskamm, biegt dann nach Süden in italienisches Gebiet aus, um die am Süd- und Südostfuss des Monte Rosa gelegenen deutschen Gemeinden (Gressoney und Issime im Lysthal, Alagna im Sesiathal, Rima und Rimella im Sermant- und Mastalonthal, Macugnaga im Anzascathal) aufzunehmen, und kehrt beim Monte Moro zur Schweizergrenze zurück. Südlich vom Ofenhorn tritt sie neuerdings auf italienischen Boden über, umfasst südlich die isolierten Bergdörfchen Agaro (Ager) und Salecchio (Saley), durch-

schneidet bei der Geschenbrücke südlich von Unterwald (Poppiano) das Formazzathal, umzieht, noch weiter östlich ausgreifend, das tessinische Dorf Bosco, die einzige deutsche Gemeinde dieses Kantons, und geht sodann in nördlicher Richtung der West- und Nordgrenze des Tessin entlang über den Nufenen- und Gotthardpass zum Piz Ravetsch. Von hier zieht sie sich, nunmehr als Scheide zwischen Deutsch und Rätoromanisch, über die Gebirge, die Graubünden im Westen und Norden gegen Uri und Glarus begrenzen, bis zur Ringelspitze, wo sie den Bündner Boden betritt. Das deutsche Sprachgebiet dieses Kantons zeigt eine sehr vielgestaltige Grenze. Es zerfällt in ein nördliches, mit der deutschen Ostschweiz unmittelbar zusammenhängendes Hauptgebiet und in mehrere kleinere Gebiete, von denen drei, im Südwesten, rings vom Rätoromanischen, zum Teil auch vom Italienischen umgebene Sprachinseln bilden, darunter eine von ansehnlichem Umfang. Die Grenze des erstgenannten Gebietes verläuft von der Ringelspitze in südlicher Richtung, stösst westlich von Tamins auf den Vorderrhein, überschreitet diesen östlich von Ems, ersteigt die Wasserscheide zwischen dem Domleschg und Churwalden, geht zwischen Parpan und Lenz hindurch und hinunter ins Thal der Albulä, südlich an Filisur vorbei, dann der Süd- und Ostgrenze des Bezirkes Ober Landquart nach und erreicht in der Silvrettagruppe die österreichische Grenze. In der Nordostecke des Kantons liegt, ohne Zusammenhang mit dem übrigen schweizerdeutschen Gebiet, die nach dem Tirol sich öffnende deutsche Thalschaft Samnaun. Von den deutschen Sprachinseln im Südwesten ist die grösste, im Hinterrhein-, Safien- und Valsertal, nur mehr durch einen schmalen Streifen romanischen Landes vom nördlichen Hauptgebiet getrennt. Ihre Grenze läuft von der Mündung des Safer Rheins (Rabiusa) in den Vorderrhein südwärts über den Berggrat zwischen Safien und dem Heinzenberg, steigt über den Heinzenberg hinunter, Präz und Sarn dem romanischen, Flerden, Tartar und Cazis dem deutschen Gebiet zuweisend, zur Thalsohle des Domleschg, umschliesst Fürstenaun, geht dem Rhein und der Albulä entlang bis zum Muttener Tobel, dann südwestlich um Mutten und Rongellen herum, wobei sie das Hinterrheinthal neuerdings kreuzt, zum Piz Beverin und von hier in südlicher Richtung, das Hinterrheinthal ein drittes Mal durchschneidend, zwischen dem romanischen Aandeer und dem deutschen Sufers hindurch zum Surettahorn an der italienischen Grenze. Nun zieht sie sich westlich über die Gebirgskette, die den Bezirk Hinterrhein im Süden von dem italienischen Val San Giacomo und dem Bezirk Moësa trennt, zum Vogelberg (Adula), von da nördlich der bündnerisch-tessinischen Kantonsgrenze nach zum Plattenberg, weiterhin über die Wasserscheide zwischen dem Vrin- und Valsertal, überschreitet dieses zwischen St. Martin (deutsch) und Tersnaus (romanisch) und trifft, zunächst dem Gebirgszug zwischen dem Lugnez und Safien folgend, dann links abbiegend, oberhalb Valendas auf den Vorderrhein, der bis zur Mündung der Rabiusa die Nordgrenze der Sprachinsel bildet. Ein paar Stunden weiter westlich, über Ilanz hinaus, liegt auf der rechten Thalseite die isolierte deutsche Gemeinde Obersaxen, im Südosten endlich, auf den obersten Terrassen des Averserthals, die Sprachinsel Avers mit dem Hauptort Cresta.

Fassen wir die also gezogenen Sprachgrenzen näher ins Auge, so zeigt sich bald, dass sie nicht in ihrem ganzen Verlauf von gleicher Beschaffenheit sind. Nur zum Teil haben sie den Charakter scharfer Sprachscheiden; am ehesten da, wo sie mit starken natürlichen oder politischen Grenzen zusammenfallen. Im übrigen aber entspräche es den Tatsachen meist besser, von Grenzlinien statt von Grenzlinien zu sprechen. Wenn wir trotzdem auch in solchen Fällen Grenzlinien ziehen, so ist das nur dadurch möglich, dass wir diesprachliche Mehrheit eines Ortes für dessen Zuweisung zu einem der beiden sich berührenden Sprachgebiete als entscheidend betrachten und von den etwa vorhandenen Minderheiten absehen. Dies gilt zunächst von einem grossen Teil unserer Westgrenze. Und zwar liegen hier die Dinge im grossen und ganzen so, dass die französischen Grenzorte stark von deutschen Elementen durchsetzt sind, während auf der deutschen Seite das französische Element meist in verschwindender Minderzahl ist; wenn nicht ganz fehlt. Am

ausgeprägtesten tritt dies längs der jurassischen Grenze bis zum Neuenburgersee hervor. Hier finden wir in den Gemeinden des französischen Grenzgebietes fast überall starke deutsche Minderheiten; an einzelnen Orten ist nach Ausweis der Statistik nahezu die Hälfte der Bewohner deutsch, ja es kommen vorübergehend selbst deutsche Mehrheiten vor, wie etwa in Courrendlin (Amtsbezirk Moutier), wo im Jahr 1900 neben 898 Deutschen blos 841 Welsche gezählt wurden. Im Gegensatz zu dieser ausgesprochenen Zweisprachigkeit des französischen Grenzgebietes ist das deutsche ebenso ausgesprochen einsprachig. Nur Biel mit seiner Umgebung, wo nahezu 1/3 der Bevölkerung zum Französischen sich bekennt, macht eine gewichtige Ausnahme, in geringerem Grade auch das solothurnische Grenchen. Man weiss, dass dies mit der stark entwickelten Industrie dieser Orte, speziell mit der Uhrenindustrie zusammenhängt, die einen starken Zuzug aus dem Westen zur Folge gehabt hat. Dem gegenüber hat die deutsche Einwanderung in die bernischen Jurabezirke (Orte wie Delémont etwa ausgenommen) einen vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter. « Der romanische Einwanderer kommt im Dienste der Industrie mit Vorliebe in städtische Gemeinden herüber; der deutsche Auswanderer geht als Bauer, Knecht, Handwerker, Kleinhändler, Dienstbote hinüber und nimmt die vom industriell gewordenen Romanen verlassenen Posten ein, besonders auch auf dem Lande, und häufig genug bezieht der deutsche Pächter einsam gelegene Bauernhöfe. Es ist, als ob sich in diesen wirtschaftlichen Verhältnissen noch der alte Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Natur des Welschen und der individualistischen des Germanen ausspräche » (Morf). Im freiburgischen Mittelland sind die Verhältnisse von denen im Jura nicht wesentlich verschieden; auch hier fast durchgängig ein beträchtlicher deutscher Einschuss in die französische Grenzbevölkerung, während auf deutscher Seite das welsche Element wieder nur an einigen Punkten stärker hervortritt. Doch sind die Ursachen dieser Erscheinung hier zum Teil andere: die Industrie spielt kaum irgendwo eine nennenswerte Rolle, die Grenze verläuft ganz durch ein wirtschaftlich, dazu geographisch und politisch einheitliches Gebiet; dagegen machen sich teilweise konfessionelle Gegensätze geltend. Wir werden auf die Sache zurückzukommen haben. Erst oberhalb der Stadt Freiburg gewinnen die Grenzverhältnisse allmählich eine andere Gestalt. Zwar hält noch in Marly die deutsche Bevölkerung der welschen beinahe die Wage, und in Pierrafortscha findet sich eine ansehnliche welsche Minderheit, weiter südlich aber erscheinen anderssprachige Elemente hüben und drüben nur noch in geringer Zahl, und die Sprachgrenze scheidet ziemlich reinlich deutsches und welsches Idiom. Dies gilt auch von ihrem weitem Verlauf durchs Hochgebirge. Einzig im Rhonethal ändert sich vorübergehend das Bild: hier finden wir wieder sprachlich gemischte Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze; in Siders stehen sich Deutsch und Französisch numerisch fast in gleicher Stärke gegenüber, andererseits sitzen französische Minderheiten auf deutschem Gebiet bis nach Brig hinauf.

Dass die Südgrenze vom Matterhorn bis zur Ringelspitze eine scharfe Sprachscheide bildet, wenigstens soweit sie mit natürlichen und politischen Grenzen zusammengeht, begreift sich leicht. Auch in den jenseits des Alpenwalls gelegenen deutschen Thalschaften am Süd- und Ostfuss des Monte Rosa, im Formazzathal und in Bosco findet eine Einmischung anderssprachiger, d. h. hier italienischer Elemente in erheblichem Masse nicht statt; dagegen ist die eingewessene Bevölkerung auf dem Wege, die angestammte Sprache nach und nach zu gunsten der italienischen Landessprache aufzugeben, die ihr durch Staat, Kirche, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse in gleichem Masse aufgedrängt wird. Das Italienische ist schon seit längerer Zeit überall Amtssprache, an den meisten Orten auch Schul- und Kirchsprache, die deutsche Schriftsprache kaum gekannt und noch weniger im Gebrauch; nur im mündlichen Verkehr der Gemeindegossen behauptet sich die deutsche Mundart, verliert aber selbst da mehr und mehr an Boden. Charakteristisch dafür ist der Ausdruck « Altweibersprache », mit dem sie nach Studer fast allenthalben bezeichnet wird. Verhältnismässig am kräftigsten wurzelt das Deutsche noch in Gres-

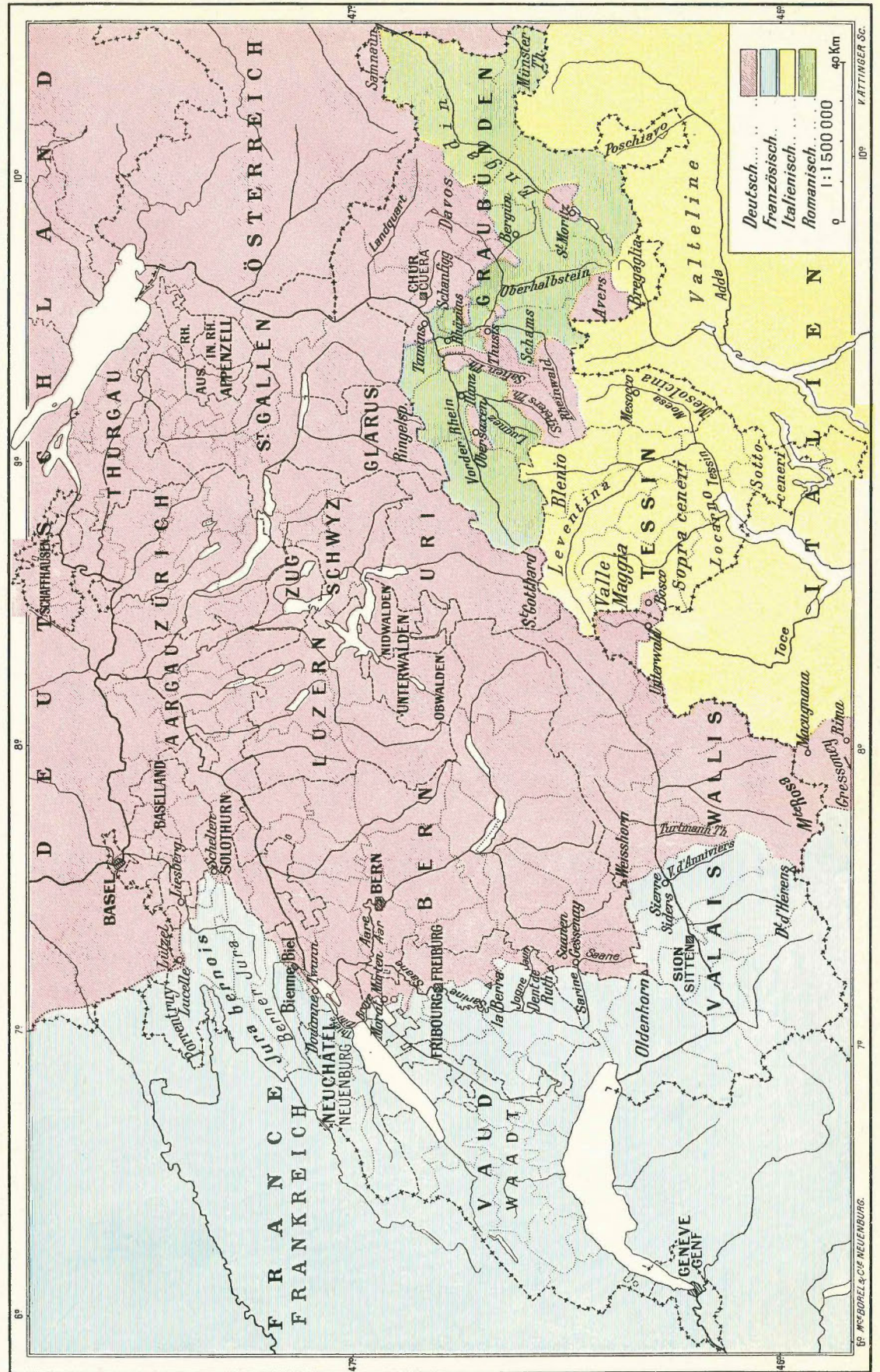
sonen, im Pommat und im tessinischen Bosco. — In Graubünden ist deutsches und romanisches Gebiet grossenteils noch ziemlich scharf gegeneinander abgegrenzt. Nur in den romanischen Thalschaften, die sich gegen den deutschen Norden öffnen oder von den dorthin kommenden Hauptverkehrsadern durchzogen sind, finden wir eine stark mit deutschen Elementen durchsetzte Bevölkerung, und die dort verlaufenden Sprachgrenzen erscheinen zu gemischt-sprachigen Zonen erweitert. So am Unterlauf des Hinterrheins, in den Bezirken Imboden und namentlich Heizenberg, wo das Deutsche in einzelnen Gemeinden (Almens, Pratal, Rotenbrunnen) dem Romanischen numerisch bereits gleichkommt oder es sogar überflügelt hat. Diese Tatsache ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil hier der schmale romanische Gebietsstreifen verläuft, der die deutschen Hauptgebiete im Norden und Südosten voneinander trennt und zugleich die Verbindung herstellt zwischen den romanischen Kerngebieten im Südosten und Westen. Betrachtliche deutsche Minderheiten weisen auch Ilanz im Vorderrheinthal, Bergün im obern Albula- und Andeer im Schamer Thal auf. Im Ober Engadin (Pontresina, St. Moritz) ist eine deutsche Sprachinsel in der Bildung begriffen. Dem gegenüber sitzen Romanen auf deutschem Gebiet nur da in grösserer Zahl, wo die Mehrheit erst vor kurzem aus Deutsche übergegangen ist. Dass übrigens die Daten der Volkszählungsstatistik hier so wenig wie anderswo einen vollen Einblick in das wirkliche Machtverhältnis der beiden konkurrierenden Sprachen gewähren, wird sich später zeigen.

2. *Geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprachgrenze.* Die deutsche Besiedelung der Schweiz geht in die Zeit der Völkerwanderung zurück. Bis ins 5. Jahrhundert bildete unser Land einen Teil des römischen Weltreichs; der helvetische Westen gehörte zur Provinz Gallia Belgica, der rätische Osten zur Provinz Raetia, der auch das Wallis angegliedert war. Die Grenze zwischen den beiden Provinzen lief vom Ausfluss des Rheins aus dem Untersee südlich zum Gotthard. Ihr Verlauf im Innern des Landes ist nicht sicher zu ermitteln; nach der gewöhnlichen Annahme zog sie sich zwischen dem obern Zürich- und dem Walensee hindurch längs der Glarner West- und der Urner Ostgrenze zum Crispalt und von da nach der Furka hin; aber es ist möglich, dass auch ein Teil der Waldstätte, zum wenigsten Uri, zu Rätien gehörte oder doch von Räten bewohnt war (vergl. W. Oechsli: *Die Anfänge der Schweiz. Eidgenossenschaft.* S. 15). Während der halbttausendjährigen Römerzeit waren römische Kultur und Sprache im Lande zur Herrschaft gelangt. Freilich nicht überall gleich durchgreifend, verhältnismässig am wenigsten im Norden. Einmal war hier die keltische Bevölkerung, schon wegen der grösseren Entfernung vom Mittelpunkt des Reichs, lange nicht in dem Masse von römischen Elementen durchsetzt wie z. B. im Südwesten, sodann wurde die Entfaltung römischen Wesens frühzeitig gestört durch die deutschen Alemannen, die schon seit der Mitte des 3. Jahrhunderts das Land mit unaufhörlichen verheerenden Einfällen heimsuchten, wobei das ihnen zunächst ausgesetzte nördliche Helvetien naturgemäss am meisten litt. Die Alemannen sind uns zu Anfang des 3. Jahrhunderts zum erstenmal bezeugt; sie sassens damals am obern Main noch jenseits des römischen Grenzwalls, wo sich allem Anschein nach ihr Stammesverband durch Zusammenschluss des suebischen Kernvolks der Semnonen mit andern kleinern suebischen Teilstämmen und Volksteilen erst gebildet hatte.¹⁾ Durch das 3. und 4. Jahrhundert dauerten ihre furchtbaren Angriffe auf die römischen Grenzlande, unternommen zu dem Zwecke, sich innerhalb des Limes festzusetzen; aber erst seit dem 5. Jahrhundert hatten sie nachhaltigen Erfolg: im Laufe dieses Jahrhunderts dehnten

1) Der byzantinische Geschichtsschreiber Agathias nennt die Alemannen nach einem Gewährsmann des 3. Jahrhunderts «ein zusammengelaufenes Mischvolk» (συγκλονδὲς ἄνθρωποι καὶ μυγάδες); das bedeutet ihnen ihr Name. In der T. t. hei-st Alamanni (ahd. *Alaman*, *Alamanna*, = got. *alamans*) nichts anderes als «die Menschen insgesamt, alle Menschen». Gleichbedeutend mit Alemannen kommt seit ihrer Festsetzung im südlichen Deutschland die uralte, ursprünglich umfassendere Bezeichnung *Suebi*, *Suāvi*, ahd. *Swāba*, d. h. «Schwab-n» wieder auf, und diese wurde später der eigentlich und einzig volkstümliche Name des Stammes.

ten sie ihre Sitze dauernd nach Westen und Süden über den Rhein, ostwärts bis zum Lech aus. Doch hat man mit guten Gründen vermutet, dass die endgiltige alemannische Besiedelung der nordrätischen und helvetischen Ebene erst zu Anfang des 6. Jahrhunderts erfolgte, als die Alemannen, von den Franken verdrängt geschlagen und aus ihren nördlichen Gebieten (am Main, untern Neckar, in der Pfalz usw.) verdrängt, den Schutz des Ostgotenkönigs Theodorich suchten und dieser ihnen die nördlichen Grenzen seines Reiches öffnete, die ausser Rätien wenigstens nominell auch einen ansehnlichen Teil des alten Helvetien einschlossen (vergl. H. von Schubert: *Die Unterwerfung der Alamannen durch die Franken.* Strassburg 1884). Nordhelvetien war also spätestens seit Beginn des 6. Jahrhunderts deutsch geworden. Das Land lag infolge der vorangegangenen endlosen Kriegsstürme wohl grösstenteils öde, die Keime höherer Kultur, welche die Römerzeit gepflanzt hatte, waren verkümmert, und die noch vorhandene keltorömische Bevölkerung an äusserer und innerer Kraft zu sehr verarmt, um sich neben den in Massen ein- und vordringenden, als Herren auftretenden Alemannen auf die Dauer zu behaupten, geschweige denn ihnen die eigene Nationalität aufzuzwingen. — Ganz anders waren die Verhältnisse, unter denen ein zweiter Germanenstamm, die ostgermanischen Burgunden, auf unserm Boden sesshaft wurde. Nachdem ihr sagenberühmtes Reich um Worms am Mittelrhein nach kurzem Dasein unter den Schlägen der Römer und Heunen zusammengebrochen war, wurden die Reste des Volkes 443 von Aëtius in der alten Sabaudia südlich vom Genfersee angesiedelt und begründeten dort, anfänglich noch unter der Oberhoheit Roms, ein neues römisch-germanisches Reich, das sie später auch über den Südwesten und Westen unseres Landes ausdehnten. Die Beziehungen zu der einheimischen Bevölkerung wurden auf Grund des Hospitalitätsverhältnisses geregelt; darnach hatte jeder Provinziale einen bestimmten Teil seines gesamten Besitzes an die germanischen Gäste abzutreten. Nach dem selben Grundsatz verfahren die Burgunden meist auch bei ihren weiteren Eroberungen. So sassens Germanen und Gallo-Römer in bunter Mischung durcheinander; die Notwendigkeit des engen Zusammenlebens und täglichen Verkehrs führte bald zu nachbarlicher Annäherung in Sprache und Lebensgewohnheiten, und zwar auf Kosten germanischer Eigenart. Nicht nur weil das römische Element ohne Zweifel numerisch weit stärker war, sondern ganz besonders weil dem für das Fremde ohnehin empfänglichen Germanen die feinere römische Kultur als erstrebenswertes Vorbild erschien. Dazu kam, dass die innere Politik der burgundischen Könige im wohlverstandenen Interesse des Staates ebenfalls auf eine Milderung der vorhandenen Gegensätze und Verschmelzung der beiden Nationalitäten angelegt war. Nach der herrschenden Annahme wäre die «Verömerung» der Burgunden in wenig mehr als einem Jahrhundert zum Abschluss gelangt: schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts konnte ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber die Franken den Burgunden als Germanen gegenüberstellen. Indessen ist wohl möglich, dass sich germanische Art und Sprache in einzelnen Gegenden, wo die Verhältnisse günstiger für sie lagen, wie etwa in den nordöstlichen Grenzgebieten, länger erhielten; ganz unwahrscheinlich ist aber, jedenfalls durch keine wirklichen Beweise gestützt, dass sich Burgunden irgendwo der Romanisierung gänzlich entzogen und in späterer deutscher Bevölkerung fortlebten, «alemannisiert» wurden.

Bei ihrem Vordringen nach Norden und Nordosten mussten die Burgunden schliesslich mit den von Norden kommenden Alemannen zusammenstossen, deren feindliche Nachbarn sie schon am Mittelrhein gewesen waren. Leider sind wir über die daraus sich ergebenden Auseinandersetzungen zwischen den beiden Stämmen sehr schlecht unterrichtet. Nur dass sie nicht friedlicher Art waren, auch als das fränkische Szepter beide Völker vereinigte (seit 534 bzw. 536), steht fest; ferner spricht manches dafür, dass sie mit wechselndem Erfolge betrieben wurden, dass einerseits die Alemannen ihre Herrschaft zeitweilig weit nach Westen vorschoben, andererseits die Burgunden vorübergehend den grössten Teil des schweizerischen Mittellandes bis zur Reuss in ihren



Besitz brachten. Natürlich darf daraus nicht auf entsprechende Schwankungen der ethnischen Grenze geschlossen werden, da politischer Machtbereich und Volksbereich einander nicht bedingen. Wenn z. B. — in viel späterer Zeit allerdings — der Name Burgund urkundlich weit nach Osten, sogar über den Zürichgau bis nach Engelberg ausgedehnt erscheint, so hat das selbstverständlich nur politische, keinerlei ethnographische Bedeutung. Selbst die ganz oder halb germanischen Orts- und auch Gaunamen, die wir auf heute romanischen Sprachboden gerade im Westen so häufig antreffen, beweisen lediglich für Niederlassungen germanischer Grundherren und für die einstige Ausdehnung germanischer Herrschaft und Verwaltung, nicht aber dafür, dass die betreffenden Gebiete einmal wirklich durchgreifend germanisiert worden sind. Ueber den Verlauf der ältesten Grenze zwischen alemannischem und burgundisch-romanischem Volkstum fehlen uns tatsächlich irgendwie sichere Zeugnisse. Denn was man sonst etwa dafür angesehen und ausgegeben hat, wie Rassenmerkmale, Häuserbau, Kunsterzeugnisse u. s. w., ist teils von vornherein hinfällig, teils verschiedener Deutung fähig und darum ohne Beweiskraft. Auch das Zeugnis der Flurnamengebung, dieser für die jüngere Geschichte der Sprachgrenze äusserst wertvollen und ergibigen Quelle, versagt für so weit zurückliegende Zeiten ganz, indem, wie H. Morf für die Westschweiz gezeigt hat und auch anderswo sich bestätigt, durchschnittlich ein Jahrtausend fremdsprachiger Siedlung genügt, den sprachlichen Charakter der Flurnamen von Grund aus umzugestalten, so dass also, wo heute romanische bzw. deutsche Flurbezeichnungen an einem Orte fehlen, dadurch romanische bzw. deutsche Besiedlung für das 6. und noch spätere Jahrhunderte nicht ausgeschlossen ist. Erst für das 9./10. Jahrhundert sind somit auf Grund der toponomastischen Tatsachen, deren Erhebung wir hauptsächlich den bekannten Forschungen J. Zimmerli's verdanken, einigermaßen sichere Grenzbestimmungen möglich. Und zwar hat sich ergeben, dass die deutsch-romanische Grenze, wenigstens südlich vom Berner Jura, damals erheblich weiter östlich verlief als heutzutage, stellenweise nahezu die Aare berührte. Es liegt kein Grund vor, in diesem Stand der Dinge etwa das Ergebnis eines romanischen Vorstosses in früher alemannisches Gebiet hinein zu sehen: die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse und die Analogie der spätern Entwicklung machen es im Gegenteil wahrscheinlich, dass der burgundisch-romanische Siedlungsbereich ursprünglich noch tiefer ins schweizerische Mittelland einschritt, als wir mit unsern Hilfsmitteln zu erkennen vermögen.

Wie hinsichtlich der Westgrenze, so fehlt auch über die älteste südliche Ausdehnung des deutschen Gebietes jegliche bestimmte Kunde. Doch ist man wohl allgemein darin einig, dass die alemannischen Siedlungen anfänglich nur das flachere Land erfüllten¹⁾ und sich erst nach und nach in die Täler der Vor- und Hochalpen vorschoben. Ursachen und Verlauf dieser Bewegung im einzelnen sind in Dunkel gehüllt; als sicher darf gelten, dass es sich um eine friedliche Durchdringung des nur wenig dicht von Romanen bevölkerten Alpenlandes handelte. Die Germanisierung der Urschweiz vollzog sich zwischen dem 6. und 9. Jahrhundert, wo sie durch urkundliche Zeugnisse feststeht. Aber es fragt sich, ob sie damals schon ganz abgeschlossen war; wenigstens scheinen die freilich vereinzelt romanischen Flurnamen, die sich über Schwyz, Unterwalden und besonders Uri zerstreut finden, für teilweise längere Dauer des romanischen Elementes zu sprechen. Dass überhaupt die eingewanderten Alemannen mit der romanischen Alpenbevölkerung geraume Zeit hindurch in enger Berührung gelebt haben müssen, lehrt die starke Einwirkung, welche ihre alpwirtschaftliche Terminologie von derselben erfahren hat und welche sich nur daraus erklärt, dass die Romanen auch auf diesem Gebiete die Lehrmeister der Germanen gewesen sind. Um die selbe Zeit ungefähr wie die Waldstätte mag das Berner Oberland zum Teil von den Alemannen besiedelt worden sein: hier wie dort hat die vordeutsche romanische Bevölkerung nicht nur in Ortsnamen, sondern auch in

¹⁾ Für etappenweise Ausbreitung auch hier scheinen gewisse sich wiederholende Ort-namengruppen zu sprechen (vergl. den *Anzeiger für Schweiz. Geschichte*, 1886, 1 ff.).

einzelnen Flurnamen (so in der Gegend des Brienersees) Spuren ihres Daseins hinterlassen. Wahrscheinlich ins 9. Jahrhundert sind endlich die Anfänge der deutschen Kolonisation des Oberwallis zu setzen, das nach Ausweis zahlreicher, über das ganze Gebiet verteilter undeutscher Ortsbezeichnungen bis dahin ebenfalls eine romanisierte Bevölkerung hatte. Gegen eine spätere Zeit der deutschen Besiedlung spricht das fast gänzliche Fehlen romanischer Flurnamen in den obersten Zenden, gegen eine frühere der Charakter der deutschen Ortsnamen, die mit wenigen Ausnahmen dem jüngeren sog. Flurnamentypus angehören (J. Zimmerli: *Die deutsch-französische Sprachgrenze III*, 88). Woher die deutschen Siedler kamen, ist nicht überliefert. Da indessen der Osten, Süden und Westen¹⁾ so gut wie ausgeschlossen sind, kann nur der Norden, das Berner Oberland in Frage kommen, und zwar in erster Linie das Haslethal, schon deswegen, weil die Germanisierung des Rhonethals ohne Zweifel von oben nach unten vorgeschritten ist. Dass zwischen dem Oberwallis und Berner Oberland alter Zusammenhang und Verkehr bestand, ist eine vielfach beglaubigte Tatsache; dazu kommt die ausserordentlich nahe sprachliche Verwandtschaft zwischen den beiden Gebieten, die durch unsere Annahme die einfachste Erklärung findet²⁾.

Mit etwas grösserer Sicherheit lässt sich die ältere Entwicklung der östlichen Sprachgrenze bestimmen, wenn schon auch hier, besonders was die zeitliche Fixierung der einzelnen Vorgänge angeht, manches zweifelhaft bleibt. Sicher ist zunächst, dass im Norden jenes Gebietes, das nach unsrer frühern Grenzbestimmung ehemals zur Provinz Rätien gehörte noch lange nach der alemannischen Einwanderung Reste romanischer Bevölkerung, seien es Rätoromanen oder romanisierte Helvetier, sich behauptet haben. Wir wissen, dass noch im 7. Jahrhundert in der Gegend von Bregenz romanisch gesprochen wurde; noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts werden die Bewohner des alten Arbon Romani (bei Walahfrid Strabo Retiani) genannt, ja noch im 10. Jahrhundert scheint in der Nähe von St. Gallen das romanische Idiom fortgelebt zu haben (vergl. A. Holtzmann: *Kelten und Germanen*, S. 131 ff.). In gleicher Richtung weist eine sprachliche Tatsache. Die heutige Mundart im obern und mittlern Thurgau und im angrenzenden Teil des Kantons St. Gallen, dem sog. Fürstenland³⁾, teilt mit der Mundart im Rheintal vom Hirschsprung aufwärts bis über Chur hinaus, im ganzen St. Galler Oberland, im Gaster- und Glarnerland — also auf ausnahmslos alträtsischem Boden — die Eigentümlichkeit, dass urdeutsches *k* in den Verbindungen *nk* und *kk* statt der sonst⁴⁾ im Südalemannischen herrschenden Affrikata *kx* als reine Fortis *k* (*gg*) erscheint: *teyka*, *tehka* (= denken, decken) für *teykaa*, *tekaa*.⁵⁾ Es scheint mir sicher, dass das nicht als «unterbliebene Lautverschiebung», sondern aus einer Veränderung zu erklären ist, die das alemannische Deutsch in romanischem Munde erfuhr, indem dieser den ihm fremden Laut *kx* durch das ihm geläufige *k* ersetzte, wie das ja noch jetzt deutschsprechende Romanen tun.⁶⁾ Dar-

¹⁾ Der Osten (das Ursrathal) war im 9. Jahrhundert und auch später noch sicher romanisch. Warum an burgundische Einwanderung von Westen her nicht zu denken ist, begründet Zimmerli a. a. O. zutreffend damit, dass Anzeichen burgundischer Siedlung im Mittel- und Unterwallis völlig fehlen.

²⁾ Natürlich würde die (z. B. von Studer: *Walliser und Walser*, S. 31 ff. vertretene) umgekehrte Annahme, dass das Berner Oberland vom Wallis aus besiedelt worden sei, diese Tatsachen ebenso gut erklären, sie scheidet aber, von andern Schwierigkeiten abgesehen, schon daran, dass dann die Herkunft der deutschen Walliser ein völliges Rätsel bliebe. Dass später vom Wallis aus einzelne Kolonien nach dem Oberland entsandt wurden, soll damit nicht bestritten sein, steht auch mit unserer Annahme nicht im Widerspruch.

³⁾ ohne die Stadt St. Gallen selbst, die wie das angrenzende Appenzell die Affrikata hat.

⁴⁾ mit Ausnahme des Nordwestens, wo die Erscheinung aber, wie sich zeigen wird, anders zu beurteilen ist.

⁵⁾ Eine erklärende Tabelle der im Abschnitt «Sprachen und Mundarten» zur Verwendung gekommenen phonetischen Zeichen findet der Leser weiter hinten.

⁶⁾ Dass die Mundart neben der «romanischen Fortis» doch das tiefe schweizerische *x* hat (in *wind*, *stax* usw.), ist freilich auffällig. Im Churer Rheintal, das erst viel später zum Deutschen übergegangen ist (s. u.), wird denn auch weiter vorn artikulierter Reibelaut gesprochen, der mehr wie starkes bzw.

nach wäre also anzunehmen, dass es sich bei der Germanisierung jener Gebiete weniger um eine Verdrängung des romanischen Elements durch die alemannische Einwanderung als um einen Sprachwechsel der eingewanderten romanischen Bevölkerung handelte und dass die eingewanderten Alemannen, die zwar die besitzende und herrschende Klasse bildeten, aber in Minderheit waren, sich in dem einen Punkte der sprachlichen Mehrheit fügten. Jedenfalls haben wir hier einen weiteren Beweis für die längere Erhaltung romanischer Sprache in den westlichen Bodenseegegenden. Wie lange sie sich erhielt, lässt sich nicht mit Sicherheit angeben; doch muss man aus dem ganz deutschen Charakter der Flurnamengebung schliessen, dass der Uebergang zum Deutschen im 9. und 10. Jahrhundert im wesentlichen abgeschlossen war, um Jahrhunderte früher als im südlichen churrätischen Gebiet. Auffälligerweise fehlt nun aber jenes lautliche Merkmal den Mundarten im Toggenburg, Appenzellerland und untern Rheinthale, die doch auch zum alten Rätien gehörten. Ob das damit zusammenhängt, dass diese Gebiete zur Zeit der alemannischen Besitznahme nur schwach von Romanen bevölkert waren, so dass das deutsche Element von Anfang an überwog? Ich sehe keine andre Möglichkeit der Erklärung¹⁾. Verhältnismässig früh muss auch der westliche Teil des Gasterlandes und das Glarnerland deutsch geworden sein. Immerhin erlauben noch heute erhaltene Reste romanischer Flurnamen im letztern Kanton nicht, die Germanisierung früher als etwa ins 11. Jahrhundert zu setzen; beträchtlich länger hielt sich das Romanische auf dem Kerenzerberg am Südufer des Walensees. Jenseits einer Linie, die ungefähr von Schännis im Gaster, die oberste Thalstufe des Toggenburgs (Wildhaus²⁾) einschliessend, zum Hirschenprung im Rheinthale verlief, das heisst innerhalb der Grenzen Churrätians, sass noch im 9. Jahrhundert fast unvermischte romanische Bevölkerung (vergl. dazu das Zeugnis der Flurnamen bei W. Götzinger: *Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen*. 1891). Gerade das 9. Jahrhundert aber leitete die entscheidende Wendung zu gunsten des Deutschtums ein: zu Anfang desselben verliert Churrätien durch Einführung der fränkischen Grafenschaftsverfassung seine bisherige Sonderstellung, vermöge deren römische Einrichtungen und Kulturtradition sich im Lande lebendig erhalten hatten; 843 kommt es an das ostfränkische Reich, gleichzeitig wird das Bistum Chur aus dem Verbands mit Mailand gelöst und ans Erzbistum Mainz angeschlossen; das Jahr 917 endlich bringt die Vereinigung mit dem Herzogtum Alemannien. Damit waren die Fäden, die Rätien an den romanischen Süden, an Italien geknüpft hatten, endgiltig durchschnitten und das Land politisch und kulturell deutschem Einfluss preisgegeben. Freilich vermochte sich dieser, zumal in der Sprache, nicht so schnell durchzusetzen, ist doch Rätien zum Teil heute noch romanisches Land. Wohl erscheinen fortan mehr und mehr Deutsche als Inhaber der geistlichen und weltlichen Aemter und in ihrem Gefolge zahlreiche deutsche Dienstleute; das Deutsche wird die Sprache der tonangebenden Kreise, später an Stelle des Lateins auch die Sprache des amtlichen Verkehrs: es herrscht in den Urkunden und Rechtsaufzeichnungen selbst in Gebieten, die noch jetzt romanisch sind.³⁾ Aber die Masse des Volkes verharrte zunächst überall bei dem angestammten rätomanischen Idiom; nur langsam, Schritt für Schritt ge-

geminiertes *h* klingt (im Anlaut *hh*). Ähnliches werden wir auch für das nördliche Gebiet voraussetzen haben; im Laufe der Jahrhunderte ist dann aber aus der Nachbarschaft das tiefe *x* eingedrungen und als einzige Erinnerung an die romanische Zunge unsre Fortis geblieben, die übrigens in der Gegenwart auch vor der gemeinschweizer. Affrikata *xx* im Zurückweichen begriffen ist.

¹⁾ Die Verhältnisse müssen also ähnlich gewesen sein wie im westlich anstossenden Helvetien, wo das Romanische auch keine erkennbare Spur in der deutschen Mundart zurückgelassen hat.

²⁾ Wenn Wildhaus heute im Gegensatz zum angrenzenden Rheinthale jene «romanische Fortis» nicht (mehr?) hat, also *tekax*, *tejkax* spricht, so ist das natürlich toggenburgischer Einfluss, wie denn die heutige Mundart von Wildhaus der Toggenburger Mundart auch sonst näher steht als der Rheinthaler.

³⁾ Auch die deutschen Burgnamen auf romanischem Gebiet finden hier ihre Erklärung.

wann hier das Deutsche Boden. Am frühesten naturgemäss in Unterrätien, wo der Einfluss der alemannischen Nachbarschaft sich am stärksten geltend machte. Im Churer Rheinthale und in Chur selbst ist das Deutsche als Volkssprache erst um die Wende des 15. Jahrhunderts zu unbestrittener Herrschaft gelangt, zu einer Zeit, da es, wie wir sehen werden, in den von den Waisern kolonisierten bündnerischen Hochthälern längst feste Wurzeln geschlagen hatte.

Es erübrigt nun noch, im Anschluss an die bisherigen Ausführungen die Entwicklung der Sprachgrenze seit dem spätem Mittelalter bis zur Gegenwart zu verfolgen. Mit Bezug auf die Westgrenze wurde im allgemeinen festgestellt, dass dieselbe im Mittelalter teilweise in erheblichem Masse östlicher verlief als heutzutage. An Hand der toponomastischen Tatsachen und urkundlicher Nachrichten ergibt sich, dass folgende heute deutschen Gebiete einst zum romanischen Sprachbereich gehörten: 1. die Umgebung von Biel (das trotz seines deutsch klingenden Namens wahrscheinlich selbst keine deutsche Gründung ist) und das Westufer des Bielersees. 2. das sog. Berner Seeland zwischen Bielersee, Zihl und Neuenburger See, der heutige Bezirk Erlach. 3. der südlich angrenzende Teil des Freiburger Seebezirks mit Murten als Zentrum und 4. das Gebiet der Gemeinden Giffers, St. Silvester, Plasselb und Plaffeien im Sensebezirk. Die Zeit dieser deutschen Eroberungen ist vielfach nicht genau festzustellen. Sicher ist, dass sie im Norden, Westen und Süden des Bielersees noch ins Mittelalter zurückgehen. Wie früh deutsche Sprache im Berner Seeland mächtig wurde, zeigt der dieser Gegend angehörige Graf Rudolf von Neuenburg (Fenis), der älteste bekannte Minnesänger unsres Landes, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts provenzalische Liebeslyrik in deutschen Strophen nachahmte.

Bestimmte Daten lassen sich für das Westufer geben. Die Weinberge von Twann waren seit alter Zeit im Besitz deutschschweizerischer Grundherren, die sie wohl durch deutsche Hintersassen bebauen liessen. Schon fürs 13. Jahrhundert bezeugen dort deutsche Flurnamen den im Fluss befindlichen Germanisierungsprozess. Nicht viel später wird dieser in den nördlicher gelegenen Orten Tüscherz und Vingelz vor sich gegangen sein. Das südlichere Ligerz dagegen ist anscheinend erst seit dem 17. Jahrhundert davon ergriffen und erst seit etwa 100 Jahren völlig deutsch geworden. In dem benachbarten zu Neuveville gehörigen Weiler Chavanne vollzieht sich der Uebergang zum Deutschen vor unsern Augen. — Im Freiburger Seebezirk reichen die ältesten Vorstösse des Deutschen ohne Zweifel ebenfalls tief ins Mittelalter zurück. Doch war der westliche Teil des Murtenbiets bis ins 15. Jahrhundert noch rein oder vorwiegend romanisch, desgleichen Murten selbst, wenn sich auch deutsche Elemente unter seiner Einwohnerschaft schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweisen lassen. Kräftig setzte die Germanisierung erst seit dem ausgehenden Mittelalter ein und führte im Laufe des 16.-18. Jahrhunderts zu einer nachhaltigen Verschiebung der Sprachgrenze, zum Teil sogar über die heutige Grenze hinaus. Indessen hat eine jüngere rückläufige Bewegung vorgeschobene Posten wie Cressier, Courtaman, Courtepin, Barberêche teils dem Welschtum neuerdings gewonnen, teils deren Wiedergewinnung vorbereitet. Andererseits sind noch im 19. Jahrhundert eine Anzahl Orte (Meyriez, Greng, Cossibleré, Courlevon) dem deutschen Gebiet zugewachsen. — Wieder ins Mittelalter zurück gehen die Verluste, die das romanische Gebiet südöstlich von Freiburg, im Thale der obern Gérine und von Plaffeien erlitten hat. Auch hier griff die deutsche Offensive über die jetzige Sprachgrenze hinaus, noch weit kräftiger als im Seebezirk, und erfüllte die Gegenden westlich gegen die Saane, südwärts bis La Roche im Greizerland, nordwärts bis Marly, mit deutschen Ansiedlern. Zu einer durchgreifenden Germanisierung kam es indessen nicht, überall behauptete sich das romanische Element neben dem deutschen in wechselnder Stärke. So blieben die Dinge bis ins 18./19. Jahrhundert, wo das exponierte Deutschtum dieses Gebietes dem Umschwung der Verhältnisse grösstenteils zum Opfer fiel. Nur Marly hat nach mannigfachen Schwankungen seinen gemischtsprachigen Charakter bis

zur Gegenwart bewahrt, ebenso Pierrafortscha, wo das deutsche Element noch überwiegt. — Von grosser Bedeutung für die Entwicklung der sprachlichen Machtverhältnisse in freiburgischen Landen war der Verlauf der Sprachbewegung in der Hauptstadt. Durch die deutschen Zähringer 1177 als Stützpunkt ihrer Hausmacht gegen Westen gegründet, war Freiburg ursprünglich eine deutsche Stadt. Sie büsste aber diesen Charakter schon sehr bald ein. Ihre Lage an der deutsch-romanischen Grenze, die Vorteile, die sie in politischer und ökonomischer Beziehung dem Ansiedler bot, die Vorliebe des Welschen für städtisches Zusammenleben, all das hatte einen erheblichen Zuzug aus dem welschen Hinterlande zur Folge; dazu kam, dass der Klerus (die Stadt gehörte zum Sprengel von Lausanne) überwiegend französisch war und seinen starken Einfluss in diesem Sinne geltend machte. Seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts herrschte das Französische in der städtischen Kanzlei; auch die ältesten Schulen waren französisch. Eine Wendung zu gunsten des Deutschen brachte dann im 15. Jahrhundert die politische Annäherung an die deutsche Eidgenossenschaft, und mit seinem Eintritt in den Bund nach Abschüttelung der savoyischen Herrschaft wurde Freiburg offiziell wieder deutsch, das Deutsche die einzig anerkannte Amts-, Schul- und Kirchsprache, und das Französische sah sich auf den Privat- und Familienverkehr zurückgedrängt. An Zahl hielt die französische Bevölkerung der deutschen nach wie vor ungefähr die Wage. Im 17. und 18. Jahrhundert, in der Zeit der literarischen, überhaupt kulturellen Hegemonie Frankreichs, erlangte das Französische insofern wieder das Uebergewicht, als die gebildeten und sozial höher stehenden Kreise sich ihm zuwandten. Um so leichter konnte es geschehen, dass die politische Umwälzung um die Wende des 18. Jahrhunderts mit dem alten Regiment auch die offizielle Herrschaft des Deutschen beseitigte. 1830 wurde das Französische ausdrücklich als Staatssprache des neuen Kantons Freiburg erklärt und genoss fortan der selben Förderung von oben herab, die unter den frühern Verhältnissen dem Deutschen zu gute gekommen war. Dass seitdem grundsätzlich die Gleichberechtigung beider Sprachen proklamiert wurde, änderte daran in Wirklichkeit nicht viel, zumal in der Hauptstadt, deren Verwaltung in allen Zweigen ausschliesslich französisch blieb. Auch die Kirche hielt an der alten Bundesgenossenschaft mit dem Französischen fest. So konnte es nicht ausbleiben, dass das numerische Verhältnis des französischen und deutschen Elements sich zu Ungunsten des letztern verschob, das bei der jüngsten Zählung nur noch $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung ausmachte (5595 Deutsche auf 9701 Welsche). Dass es nicht noch stärker zurückging, ist der anhaltenden starken Zuwanderung aus dem deutschen Kantonsteil und der übrigen deutschen Schweiz zuzuschreiben. Die alte lokale Scheidung zwischen der deutschen Unterstadt und der französischen Oberstadt hat heute keine Berechtigung mehr.

Auf den engen Zusammenhang, der zwischen der Entwicklung der westlichen Sprachgrenze und gewissen grossen Tatsachen unsrer Geschichte besteht, hat namentlich H. Morf (*Deutsche und Romanen in der Schweiz*. S. 24 ff.) hingewiesen. Jene mittelalterlichen Vorstösse des Deutschen am Bielersee und im Freiburger Mittelland fallen ohne Zweifel zusammen mit der Ausbreitung der zähringischen Herrschaft im 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Eine neue, dem Deutschtum günstige Epoche leiteten die Burgunderkriege ein: teils wurde der ältere deutsche Besitzstand befestigt, teils neues Gebiet hinzugewonnen. Letzteres war besonders in der Herrschaft Murten der Fall, die 1476 an Bern und Freiburg kam und unter dem Einfluss Berns nicht nur endgiltig germanisiert, sondern auch der Reformation zugeführt wurde, womit ein neues wichtiges Moment in die Sprachbewegung eintrat. Einen französischen Rückstoss, dessen Wirkungen noch heute nicht abgeschlossen sind, brachte die französische Revolution und die durch sie herbeigeführte Umbildung der Eidgenossenschaft. In Freiburg gewinnt dadurch das Französische die Oberhand und gefährdet, von Staat und katholischer Kirche begünstigt, eine der noch nicht gefestigten deutschen Positionen um die andere. Andererseits erweist sich das deutsche protestantische Murten als «kirchliches und wirtschaftliches Germanisierungszentrum» und hält den von der Hauptstadt ausgehenden romanisierenden Einflüssen innerhalb seiner Einfluss-sphäre erfolgreich das Gegengewicht. Im Zeichen dieses Gegensatzes steht die moderne freiburgische Sprachbewegung.

In ähnlichen, auch zeitlich entsprechenden Etappen wie im Freiburgischen verlief die Entwicklung der deutschen Sprachgrenze im Wallis. Als ältestes deutsches Gebiet, von dessen Besitznahme früher die Rede war, haben die obersten Thalstufen bis gegen Brig und Naters hinunter, also die Bezirke Goms und Mörel zu gelten; es ist als solches gekennzeichnet durch das Fehlen romanischer Flurbezeichnungen. Von hier aus wurde, wahrscheinlich im 12./13. Jahrhundert, das Gebiet bis zur Mündung der Lonza (Bezirke Brig, Visp und Raron) dem Deutschtum gewonnen: hier finden sich noch zerstreut romanische Flurnamen an der Lonzamündung die letzten deutschen Ortsnamen (Steg, Hohtenn). Ein neuer Vorstoss, seit dem 14. Jahrhundert erkennbar, führte zur Germanisierung des Bezirks Leuk und schuf dem Deutschen auch in Siders und Sitten das Uebergewicht. Wieder ist der Flurnamenbefund charakteristisch: im Bezirk Leuk sind romanische Flurnamen noch häufig, schon in Leuk machen sie $\frac{2}{3}$ des ganzen Bestandes aus, in Salgesch, dem untersten Dorf des Bezirks, ebenso in Siders und Sitten bilden sie die Regel. Auch im Wallis liegt der Zusammenhang der sprachlichen Verschiebungen mit dem Gang der Landesgeschichte offen zu Tage: sie sind nichts als Begleiterscheinungen des grossen Kampfes, den die in ihrer Mehrheit deutschen Bauerngemeinden des Oberwallis mit dem Haus Savoyen, bezw. dem ihm dienstbaren Landadel und dem Bischof von Sitten um die Vorherrschaft im Rhodethal führten und der 1475 mit der Eroberung des Unterwallis endete, das fortan (bis 1798) Untertanenland des Oberwallis war. Nur in der ältern Zeit geschah die Ausbreitung der deutschen Siedelungen wohl auch wie anderwärts mit Zustimmung oder auf direkte Veranlassung und Befehl der Feudalherren, um unbebaute Gegenden ihres Besitzes zu bevölkern und nutzbar zu machen; wie denn die deutsche Besiedelung des Lötschentals den Herren von Thurn zugeschrieben wird, denen das Thal im 13. und 14. Jahrhundert gehörte.

Schon im 14. Jahrhundert scheinen die obern Gemeinden des Zendens Leuk deutsch geworden zu sein; im untern Teil vollzog sich der Uebergang im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts: Salgesch war im 15. Jahrhundert noch romanisch, Leuk um die Mitte des 16. noch doppel-sprachig. Das Gleiche ist aus der selben Zeit für Siders bezeugt, ebenso für Sitten, wo die ersten sichern Anzeichen deutscher Einwanderung im Anfang des 15. Jahrhunderts auftreten. Während aber Leuk später vollständig verdeutschte wurde, war das in Siders wohl niemals der Fall, und noch weniger in Sitten, wenn auch das Deutsche im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur das ganze öffentliche Leben beherrschte, sondern auch die entscheidende Mehrheit der Bevölkerung für sich hatte. Dazu kam, dass, im Gegensatz zu den obern Bezirken, in Siders und Sitten die Germanisierung sich im wesentlichen auf das Weichbild dieser Orte beschränkte, während das umliegende Land romanisch blieb (das bei Sitten gelegene und wirtschaftlich mit ihm zusammengehörige Bramois ausgenommen). Wie in Freiburg, so leitete im Wallis die Umwälzung von 1798 eine Wendung zu gunsten des Französischen ein. Das Oberwallis verlor seine politischen Vorrechte. Indem die Verfassung von 1840 für die Bestellung der Staatsbehörden den Grundsatz der proportionalen Vertretung aufstellte, musste die politische Vorherrschaft dem numerisch weit stärkern romanischen Landesteil zufallen. Das Französische wurde, wenn auch nicht gesetzlich, so doch in Wirklichkeit die eigentliche Staatssprache. Die Folge war ein rascher Rückgang des Deutschtums vor allem in der Hauptstadt. Während noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts $\frac{3}{4}$ ihrer Bewohner deutsch sprachen, hatten die Deutschen schon 1860 die Mehrheit eingebüsst und machten im Jahr 1900 kaum mehr $\frac{1}{4}$, noch dazu den wirtschaftlich schwächsten Teil der Bevölkerung aus. In der gleichen Richtung ging die Entwicklung im benachbarten Bramois, das um 1800 noch 60-70% Deutsche zählte, heute aber eine starke französische Mehrheit hat. Ebenso in Siders, wo das deutsche

Element, obschon es nach den Erhebungen vom Jahr 1900 an Zahl noch nicht sehr weit hinter dem welschen zurückstand, auf der ganzen Linie vor dem Französischen kapituliert zu haben scheint. Das Deutsche ist damit auf das geschlossene Gebiet von Salgesch aufwärts zurückgedrängt; ob es sich dort trotz der Ungunst der Verhältnisse im ganzen Umfang zu behaupten vermag, wird die Zukunft lehren.

Die zähen und erfolgreichen Versuche der deutschen Bauern des Oberwallis, den Bereich ihrer Siedelungen weiter über das heimatische Thal auszudehnen, waren weit davon entfernt, ihre Expansivkraft zu erschöpfen¹⁾. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass, wie berichtet wird, auch ein Teil des Berner Oberlandes von ihnen besiedelt worden ist (*Archiv für schweizerische Geschichte*, IV, 101). Keinem Zweifel unterliegt, dass die deutschen Kolonien an der Südlanke der Alpen vom Oberwallis ausgingen: geographische, historische und sprachliche Gründe, sowie lokale Ueberlieferungen sprechen in gleicher Weise dafür. Ueber Zeit und nähere Umstände der Ansiedelungen haben wir zwar nur spärliche Nachrichten, die urkundlichen Zeugnisse für deutsche Sesshaftigkeit stammen meist erst aus dem 14. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit; trotzdem darf als sicher gelten, dass die Niederlassungen ins 13., z. T. vielleicht noch ins 12. Jahrhundert zurückgehen. Wir wissen auch, dass sie ursprünglich sich erheblich weiter ausdehnten, als die heutigen Reste erkennen lassen. So muss das jetzt wieder ganz romanische (französische) Val Challand südlich vom Reithorn einst deutsche Bewohner gehabt haben: der oberste Thalgrund heisst heute noch Canton des Allemands, und es finden sich dort noch deutsche Flurbezeichnungen. Auch Riva im Val Sesia war einmal deutsch. Im Anzascathal erstrecken sich die deutschen Siedelungen noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts weit über Macugnaga hinunter, im Thal der Tosa bis zu ihrer Mündung: die grosse Gemeinde Ornavasso am Langensee, deren deutsche Bewohner 1392 zuerst erwähnt werden, ist erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts völlig italienisch geworden. Das tessinische Bosco wurde im 13. Jahrhundert vom deutschen Pommat aus besiedelt. Was von all diesen vorgeschobenen Posten des Deutschthums zur Zeit noch übrig ist, haben wir früher angeführt und gesehen, dass der Vernichtungsprozess, dem sie sprachlich seit Jahrhunderten unterliegen, auch in der Gegenwart seinen Fortgang nimmt und über kurz oder lang ans unvermeidliche Ziel führen wird.

Noch ungelöst ist die Frage, wann und woher das Urserenthal seine deutsche Bevölkerung erhalten hat. Dass es bis ins spätere Mittelalter noch romanisch war, beweisen die zahlreichen romanischen Flurnamen²⁾. Seit ihrem Eintritt in die Geschichte, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, urkunden die Thalleute in deutscher Sprache. Dürfte man allein nach dem Charakter der heutigen Mundart urteilen, so müsste man entschieden Einwanderung aus dem Reussthal annehmen, und die Germanisierung wäre dann ins 13. Jahrhundert zu setzen, da die Schöllenen erst in diesem Jahrhundert dem Verkehr geöffnet wurden. Aber es bleibt noch zu untersuchen, ob die heutige weitgehende Uebereinstimmung der Urserner und Urner Mundart nicht erst eine Folge des jahrhundertelangen engen Verkehrs zwischen den beiden Thälern sein kann. Bis dahin muss die Möglichkeit offen bleiben, dass an der Verdeutschung Urserns auch das Oberwallis teil hat, mit dem Ursern auf dem uralten Weg über die Furka in Verbindung und nachweislich früh in Beziehungen stand.

Ihre bedeutendste kolonialisatorische Tat haben die deutschen Oberwalliser, abgesehen vom Wallis selbst, im

¹⁾ Man hat sich oft gefragt, wie ein so kleines Volk die ausgedehnte kolonialisatorische Tätigkeit, die ihm — mit Recht — zugeschrieben wird, entfalten konnte. Aber wenn man einerseits den grossen Kinderreichtum, der noch heute das Volk des Oberwallis auszeichnet (s. F. G. Stebler: *Das Goms und die Gomsener*, S. 101), auch für jene ältere Zeit voraussetzen darf, anderseits den geringen Umfang des ertragfähigen Bodens bedenkt, so ist klar, dass sich daraus fortgesetzt eine starke Uebervölkerung ergeben musste, die (wie noch in der Gegenwart) eine zahlreiche Auswanderung nicht nur möglich, sondern auch nötig machte.

²⁾ Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Flurbezeichnungen auf der Sonnenseite des Thales meist deutsch, auf der Schattenseite meist romanisch sind.

Osten, im rätischen Gebirge vollbracht. Es kann sich hier, schon aus Raumrückichten, nicht darum handeln, die weitschichtige «Walsersfrage» ausführlich zu erörtern¹⁾. Dass die Walser der Ostschweiz und Voralbergs ihrem Kern und Ursprung nach deutsche Walliser waren, halte ich für erwiesen, wenn es auch nur für die Rheinwälder Kolonie urkundlich feststeht. Ich möchte nur hinzufügen, dass auch die Sprache der Walser unzweifelhaft für ihre Walliser Abkunft spricht. Die deutschen Mundarten Bündens zerfallen in zwei Hauptgruppen: die eine umfasst das Churer Rheinthal bis Tamins (wazu noch das Thal des Hinterrheins von dessen Mündung bis Thusis kommt, soweit es germanisiert ist), die andre alles übrige, eben das Walser-Gebiet. Zwischen beiden lässt sich freilich keine scharfe Grenze ziehen, da der Jahrhunderte alte gegenseitige Verkehr und die Bevölkerungsmischung, insbesondere auch der Einfluss der Hauptstadt Chur naturgemäss sprachliche Mischung zur Folge gehabt hat. Doch nicht in dem Masse, dass nicht die charakteristischen Unterschiede noch vollkommen deutlich erkennbar wären. Ich greife aus dem mir zur Hand liegenden Material eine Anzahl Erscheinungen heraus, die den Lautstand betreffen, bezeichne die Churer Gruppe mit C, die Walser mit W und bemerke, dass alles für W angegebene auch für die Walliser und die damit zusammengehörigen westlichen Mundarten zutrifft, während C meist mit den angrenzenden ostschweizerischen Mundarten einig geht.

1. Vokale. In W ist alte Kürze vor auslautender Geräuschsilbe und in offener Silbe meist erhalten, in C gehdnt: *bad* (*bat*), *badə*: *bād*, *bādə* = Bad, baden. In W ist altes *ā* erhalten, z. T. mit leichter *o*-Färbung, in C zu *ō* geworden: *hār*: *hōr* = Haar. W hat alte *i*, *ū*, *ū* auch im Hiatus bewahrt (die allgemeine Diphthongierung dieser Laute im äussern Schanligg ist eine Erscheinung für sich), C hat sie im Hiatus diphthongiert: *šriā*: *šreia*. Unumgelautetes *iu* erscheint in W als *iu*, *ei*, in C als *ū*: *tūf*, *tūf*: *tūf* = tief. Germanisches *e* und Sekundärumlaut-*e* sind in W in *ä*, in C in *e* zusammengefallen: *rāxt*, *kšlāxt*: *rext*, *kšlēt*. Altes *u* ist in W vor *k* *kə* umgelautet, in C nicht: *rūk(kə)*: *rukkə* (= Rücken). Während W wenigstens in gewissen Formenkategorien alte auslautende (lange und kurze) Vokale erhalten hat, sind sie in C apokopiert (ausgenommen *i*, *iu*); so heisst es z. B. in Davos Singular *bārg*, Plural *bārgə*, in C lauten beide Numeri gleich (*bārg*). Dazu stimmt, dass in W der Vokal der Vorsilbe *ge-* wenigstens vor Verschlusslauten z. T. bewahrt ist (*gūām*). In W zeigen die schwachen Endungsvokale im Gegensatz zu C noch wechselnde Färbung, z. T. ihrem verschiedenen etymologischen Wert entsprechend; z. B. Davos *glokkə*, *šnākkə* = Glocke, Schnecke.

2. Konsonanten. Urdeutsches *k* im Anlaut ist in W durch *x*, in C durch *k(h)* vertreten: *axind* (*xint*): *khind*. W spricht *tekkə*, C dagegen *tekkə* = decken. In W erscheint *gk* als *x* (bzw. *h*) mit 'Vokalisierung' des Nasals, in C als *gk*: *trixə* (*trihə*): *trigkə*. Charakteristisch für W ist ferner der Uebergang von altem *s* in *š*, namentlich in palataler Umgebung: *mūs*, *hūsər* (*mūs*, *hūsər*) = Mäuse, Häuser. Oder die weit häufigere Erhaltung alter Geminata nach langem Vokal oder Konsonant: *rūopfo*, *erpa* = rufen, erben. Dazu kommen zahlreiche Besonderheiten von W in der Formenbildung (so z. B. die Verallgemeinerung des Pluralausgangs *-i* aus *-iu* beim starken Neutrum: *špiti*, *botti* = Spiele, Gebote), in der Wortbildung (man denke etwa an den Reichtum der Diminutivsuffixe: *-i*, *-li*, *-ji*, *-tsi* usw.), auch in der Syntax (z. B. der ausgedehnte Gebrauch des Genetivs) und nicht zum wenigsten endlich im Wortschatz: überall stellt sich W zum Wallis und seiner Gruppe.

Dass neben diesen Uebereinstimmungen her doch auch manche Verschiedenheiten gehen, ist bei der langen räumlichen Trennung der beiden Dialekte selbstverständlich.

¹⁾ Vergl. die treffliche Schrift von E. Branger: *Rechtsgeschichte der freien Walser in der Ostschweiz* (Bern 1895), die in ihrem ersten Teil eine interessante Uebersicht über die bisherige Entwicklung des Walsersproblems und eine erneute eingehende Untersuchung der Frage, z. T. mit neuen Gesichtspunkten bietet, doch ohne Berücksichtigung der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Seite.

lich; jedenfalls sind die Differenzen nicht derart, dass sie nicht ohne Schwierigkeit als Ergebnis jüngerer divergierender Entwicklung erwiesen oder verstanden werden könnten. Da die Walsersiedlungen im Rheinwald und das Oberwallis von jeher durch eine breite Zone romanischen Landes geschieden waren, so ist die sprachliche Zusammengehörigkeit ihrer Bewohner nur durch Auswanderung aus gemeinsamen Wohnsitzen zu erklären; diese können aber nach der Lage der Dinge einzig im Wallis gesucht werden. Direkte Herkunft aus dem Wallis (bzw. aus dem Formazzathal) steht nun allerdings bloss für die ältesten Walsersiedlungen im Rheinwald und wohl auch in Davos fest, wo die Walser um 1280 eingewandert sind; wahrscheinlich ist sie auch noch für die Kolonie in Obersaxen, deren Alter nicht sicher bestimmbar ist. Von diesen zwei (oder drei) Ursitzen aus breiteten sich dann die Walser im Laufe von etwa zwei Jahrhunderten über einen grossen Teil Bündens bis ins St. Galler Oberland und ins Voralbergische aus; überall trafen und verdrängten sie eine wenn auch meist spärliche romanische Bevölkerung, deren Dasein teils urkundlich bezeugt ist, teils in Orts- und Flurnamen seine Spuren hinterlassen hat. Auf die einzelnen Etappen der Bewegung kann hier um so weniger eingegangen werden, als wir über Ausgangspunkt und Gründungszeit der verschiedenen Niederlassungen zum Teil auf blosser Vermutungen angewiesen sind. Vom Rheinwald sind wohl in der Hauptsache die Kolonien in Safen, Tenna, Tschappina, in Vals, vielleicht auch in Avers ausgegangen, von Davos die im Schanfigg, in Churwalden, in Wiesen und Schmiten, im hintern Prättigau; mit Obersaxen dürften Versam und Valendas näher zusammen hängen. Ganz unsicher ist noch, woher die Walser in Mitten, im St. Galler Oberland (Calleisenthal, Sarganserland) gekommen sind. Im Prättigau, im Schanfigg, in Churwalden vollzog sich der endgiltige Anfall an die «Davoser Sprache» erst im Laufe des 16. Jahrhunderts¹⁾. Noch im 15. Jahrhundert war das vordere Prättigau ganz romanisch; hier dürfte die Germanisierung teilweise vom Rheinthal her erfolgt sein, wo, wie wir früher sahen, das Deutsche um die Wende des 15. Jahrhunderts als Volkssprache durchdrang. Unter dem Einfluss von Chur ging Thusis noch im 16. Jahrhundert zum Deutschen über. Vergleicht man die Ausdehnung, die das deutsche Gebiet in Bünden damit gewonnen hatte, mit dessen heutigen Grenzen, so scheint der Fortschritt des Deutschen nur gering. Tatsache ist auch, dass die Sprachbewegung vom 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast stille stand. Desto kräftiger setzte sie im 19. Jahrhundert ein, wenn sie auch vorläufig weder zu bedeutenden Gebietsveränderungen geführt hat, noch in den Ergebnissen der Volkszählungen entsprechenden Ausdruck findet. Dass zwar kleinere Verschiebungen der Sprachgrenze zu gunsten des Deutschen eingetreten sind, andre bevorstehen, haben wir früher bemerkt. Wichtiger aber und das eigentliche Merkmal der neuern Entwicklung ist der allgemeine Uebergang der Rätoromanen zur Doppelsprachigkeit. Während noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts, wie berichtet wird, gewöhnlich nur der gebildete Romanen deutsch verstand und sprach, dürfte es heute kaum mehr viele Romanen geben, die sich nicht wenigstens einigermassen auf deutsch verständlich machen könnten. In den romanischen Volksschulen wird so ziemlich überall deutscher Unterricht erteilt, vielfach ist das Deutsche alleinige Unterrichtssprache, nicht selten auch Amts- und Kirchensprache. Unter den heutigen Formen des politischen und wirtschaftlichen Lebens, bei dem gewaltig gesteigerten Verkehr, der seine Wellen ins abgelegene Bergdorf wirft, kann das Romanentum unmöglich mehr sich selbst genügen, sondern sieht sich zum Anschluss an eine grosse Kultursprache gezwungen, die unter den gegebenen Verhältnissen nur das Deutsche sein kann. Das Deutsche wird dem Romanen mehr und mehr Schriftsprache, die Sprache, in der er mit der Welt verkehrt, durch die er mit der modernen Kultur in Verbindung steht. Die Verhältnisse sind nicht unähnlich denen, wie sie in kleinerem Massstab in den deutschen Kolonien am Südfuss der

¹⁾ Vergl. die interessanten Angaben des Geschichtschreibers U. Campell in seiner (um 1570 begonnenen) *rätischen Geschichte*, I, 141, 159 (Moor'sche Uebersetzung). Bemerkenswert ist, dass schon Campell scharf zwischen der 'Davoser' und Churer Sprache scheidet: 'Chur allein spricht ein feineres Deutsch.'

Alpen, sagen wir in Bosco, zwischen dem Italienischen und Deutschen bestehen. Von der Zweisprachigkeit ist nur noch ein Schritt zu deutscher Einsprachigkeit. Aber dass dieser Schritt so bald allgemein getan werde, ist ganz ausgeschlossen: das Romanische wird neben dem Deutschen als Sprache des Hauses und des örtlichen Verkehrs noch lange dauern, wenn auch ein langsames Abbröckeln seines Gebietes unaufhaltsam sein wird.

3. Gebrauch des Deutschen im Innern; Mundart und Schriftsprache. Der deutsche Schweizer versteht und gebraucht im Allgemeinen zwei deutsche Sprachen: seine angestammte alemannische Mundart und die neuhochdeutsche Gemeinsprache (Schriftsprache). Ersterer bedient er sich, ohne Unterschied der Bildung, des Standes oder Berufes, im mündlichen Verkehr, wenigstens mit seinen gleichsprachigen Landsleuten, nur ausnahmsweise und zu besondern Zwecken wird sie auch geschrieben; letztere ist die herrschende Form des schriftlichen Ausdrucks, innerhalb gewisser schwankender Grenzen auch der mündlichen Rede. Diese Zweisprachigkeit hat indessen nicht immer bestanden, sie ist im Wesentlichen erst eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Die ältere Zeit kannte zwar von jeher (d. h. seit überhaupt deutsch geschrieben wurde) neben der — ausschliesslich mündlich verwendeten — Mundart eine für den Schriftgebrauch bestimmte Sprachform, die sich von der Mundart mehr oder weniger stark unterschied; aber die Kenntnis und vor allem die Handhabung derselben beschränkte sich auf einen weit engeren Kreis, der um so enger wird, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen. Die ältesten deutschen Aufzeichnungen in unserm Lande wie auf dem deutschen Sprachgebiet überhaupt gehören dem 8. Jahrhundert an und stammen aus dem Kloster St. Gallen, das während der ganzen sog. althochdeutschen Periode auf unserm Boden so ziemlich die einzige, dafür aber, besonders um die Wende des 10. Jahrhunderts, eine der hervorragendsten Pflegestätten deutschen Schrifttums war. Die literarische Verwendung des Deutschen stand damals fast ganz im Dienste kirchlich-religiöser und pädagogischer Zwecke, im übrigen war die Sprache der Kirche wie der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens noch auf lange hinaus das Latein; die Kunst des Schreibens kannten und übten nur Kleriker. Wie sich das geschriebene Deutsch der St. Galler Mönche zu der landläufigen Mundart verhielt, lässt sich im einzelnen nicht feststellen; soviel ist sicher, dass es im ganzen derselben noch sehr nahe stand. Decken kann sich ja schriftliche und mündliche Sprache überhaupt niemals, nicht nur wegen der Unangemessenheit der beschränkten Schriftzeichen an die Mannigfaltigkeit der lebendigen Rede, sondern auch «weil der Schriftgebrauch als solcher unwillkürlich und unvermeidlich ein mehr künstliches und ideales Verhältnis des Schreibenden zur Sprache mit sich führt als der unbefangene mündliche Ausdruck». Dazu kommt in unserem Fall, dass Generationen hindurch fortgesetzte Schreibtätigkeit stets die Ausbildung einer gewissen, mehr oder weniger festen Tradition zur Folge hat, die mit der in unaufhörlichem Fluss befindlichen Entwicklung der gesprochenen Sprache in Widerspruch gerät und der Schriftform einen archaischen Charakter verleiht. Dass auf die Schreibweise der St. Galler auswärtige (fränkische) Einflüsse bestimmend eingewirkt haben, wie man wohl angenommen hat, ist nicht sicher nachzuweisen.

Breiter wird der Strom der sprachlichen Ueberlieferung seit der mittelhochdeutschen Zeit. An der glanzvoll aufsteigenden literarischen Bewegung des ausgehenden 12. und des 13. Jahrhunderts hatte auch unser Land Anteil, freilich nicht in führender Stellung. Es hat damals alle Richtungen der Literatur gepflegt. Wie lebendig und verbreitet literarische Interessen bei uns waren, zeigt die erstanthaltige grosse Schar von Vertretern, die unsre Gauen zum Chorus der Minnesänger stellen, wenn auch die quantitative Ueberlegenheit über andre Gebiete gewiss zum Teil in der Gunst der Ueberlieferung begründet ist. Denn die wichtigsten Sammelhandschriften, in denen uns die Blüten mittelhochdeutscher Liederdichtung aufbewahrt sind, gehören ihrer Entstehung nach höchst wahrscheinlich der deutschen Schweiz an. Diese war auch unter allen deutschen Landen eines der ersten, die den Uebergang von der lateinischen zur deutschen Urkundensprache voll-

zogen (um die Mitte des 13. Jahrhunderts). Und zwar tritt uns gleich in den ältesten deutschen Urkunden eine auffällig glatte und einheitliche Schreibweise entgegen, die nur unter der Voraussetzung einer in langer Übung gefestigten Tradition und Schulung der Schreiber verständlich ist. Dabei laufen zunächst zwei Richtungen nebeneinander und kreuzen sich wohl auch: eine ältere, die nach ihrem lautlichen Charakter, insbesondere wegen der erhaltenen volleren Gestalt der Endsilbenvokale (*basa, mengi, kilchun, muron, machon, machot, gemachot, drissigost* = Base, Menge, Kirchen, Mauern, machen, macht(e), gemacht, dreissigst), ihre Wurzeln in spätalt-hochdeutscher Zeit (11. Jahrhundert) haben muss, und eine moderne, die ungefähr dem Typus des klassischen Mittelhochdeutsch entspricht. Die erste Richtung verliert sich als solche im 14. Jahrhundert, dauert aber in Einzelheiten (so namentlich in den Partizipien auf -ot, in den Superlativen auf -ost, in den Femininen und Diminutiven auf -i) bis ins 15. und selbst 16. Jahrhundert, die zweite bildet die Grundlage der Sprache, die als eigentliche schweizerdeutsche Schriftsprache¹⁾ ohne tiefgreifende Veränderungen und lokale Verschiedenheiten bis in den Beginn der Neuzeit und noch länger geschrieben und auch gedruckt worden ist. Wie sich nach dem Gesagten von selbst versteht, war jetzt der Kreis der Schreibenden zum guten Teil ein anderer und zugleich weiterer geworden: neben den Klöstern und geistlichen Stiften und an Stelle derselben erscheinen als Mittelpunkte des Schreibwesens die Kanzleien der Territorialherren und Städte, und mehr und mehr sehen wir auch ausserhalb dieser Sphäre stehende Gebildete und selbst Halbgebildete die Feder führen. Dementsprechend wird nicht nur weit mehr, sondern auch über mehr geschrieben: das Geschriebene ist stofflich viel mannichtiger als in der ältern Zeit, was näher auszuführen hier nicht der Ort ist. Aus alledem erklärt sich zweierlei. Einmal, dass die Schreibweise bei aller Uebereinstimmung der Grundzüge doch vielfach eine straffe Regel vermissen lässt — eine von Obrigkeit wegen vorgeschriebene Orthographie gab es noch nicht —, dass individuelle und temporäre Schwankungen sich geltend machen; des teilweisen Fortlebens «althochdeutscher» Formen haben wir schon gedacht. Sodann (zum Teil mit dem Vorigen sich deckend), dass Elemente aus der gesprochenen Sprache, der Mundart, bald mehr, bald weniger, im ganzen in steigendem Masse sich einmischen. Jener mittelhochdeutsche Sprachtypus, von dem wir oben sprachen, hatte seine Wurzel und Heimat auf oberdeutschem (nordalemannischem) Boden, und seine Festsetzung fiel in eine Zeit, da manche wichtige Unterschiede, die später die Mundarten des alemannischen Sprachbereichs spalteten, noch nicht ausgebildet waren. Damit hing es ja wohl auch zusammen, dass jene Schreibform so rasch und allgemein bei uns Eingang und Verbreitung fand. Trotzdem kann nicht zweifelhaft sein, dass ihr Abstand von der lebenden Mundart schon im 13. Jahrhundert ein beträchtlicher war, um so grösser natürlich im 14. Jahrhundert und später; sie hatte vor allem altertümlichen Charakter als diese, die im ausgehenden Mittelalter bereits die wesentlichen Züge der jetzigen Mundart trug. Die verdienstvollen Forschungen Renward Brandstetter's, die zum erstenmal über unsre ältern Sprachverhältnisse helles Licht verbreitet haben, lassen das mit voller Deutlichkeit erkennen; sie haben der früher allgemeinen Ansicht, als ob die altschweizerische Schriftsprache mit der damaligen Mundart identisch sei, ein gründliches Ende gemacht. Nur soviel ist richtig, dass die Denkmäler dieser Sprache, allerdings in stark wechselndem Masse, von mundartlichen Elementen durchsetzt sind. Wenn noch heute der Schriftdeutsch schreibende Schweizer unbewusst in Wortgebrauch und Wortfügung (weniger in der Formenbildung) seine schweizerische Abkunft verrät, und zwar desto ausgesprochener, je ungebildeter er ist, um wieviel mehr musste das der Fall sein, wenn ein Schweizer der ältern Zeit sein Schriftdeutsch schrieb, das nach allen Richtungen hin weniger festgelegt war und vor allem sich auch weniger stark von seiner Mundart unterschied, als die heutige Schriftsprache von der unsrigen; darum musste auch der Unter-

¹⁾ Ich brauche absichtlich nicht den üblichen Ausdruck Kanzleisprache, der mir zu eng erscheint.

schied zwischen gebildeten und ungebildeten Schreibern damals grösser sein. Daneben kam es aber auch schon vor, dass man mundartlichen Elementen absichtlich Zutritt gewährte, um die Sprache volkstümlich zu färben, auch nur um komische Wirkungen zu erzielen, oder weil überhaupt das Dargestellte in der Sphäre der Volkssprache lag.¹⁾ Dass wir aber diese mundartlichen Beimischungen als solche zu erkennen vermögen, ist der beste Beweis für den tatsächlich bestehenden Abstand zwischen geschriebener und gesprochener Sprache.

Schwierig ist die Entscheidung, inwieweit das altschweizerische Schriftdeutsch auch in mündlichem Gebrauche war. In gewissem Umfange hat das R. Brandstetter mit Recht angenommen; er glaubt sogar in einigen Punkten feststellen zu können, wie man das geschriebene Wort aussprach; so habe man geschriebenes anlautendes *k* nicht durch *x*, wie es der Mundart entsprochen hätte, sondern durch *ka* wiedergegeben. Sicher ist, dass, wer z. B. Aktenstücke vorlas, sie nicht in die Mundart umsetzte; sehr wahrscheinlich auch, dass öffentliche Reden, auf der Kanzel, in Ratsversammlungen u. s. w., zum mindesten schriftsprachlich gefärbt waren, schon weil für manche Begriffe, ohne die hier nicht auszukommen war, die Mundart keinen Ausdruck bot. Bei der Aufführung von Fastnachts- und Osterspielen wird man sich auch gewöhnlich an den schriftsprachlichen Text gehalten haben. Doch war die Lautgebung, von besondern Fällen abgesehen, gewiss überall mundartlich, und der selbe Text klang in Bern und Zürich fast ebenso verschieden, wie die Mundarten dieser Orte. So hat man es ja auch später zum Teil mit der neuhochdeutschen Schriftsprache gehalten bis ins 19. Jahrhundert hinein, in geringerm Grade bis auf den heutigen Tag. Auch darin liegt ein Analogon zu neuern Verhältnissen, dass schon damals allerlei Sprachgut aus der geschriebenen Sprache in die Volksmundart einsickerte. Dass aber die Umgangssprache der «bessern» Gesellschaft unsrer Städte stark von schriftsprachlichen Elementen durchsetzt gewesen sei, wie man mit Bezug auf Bern gemeint hat, ist sicher ein zu weit gehender Analogieschluss.

Eine folgenreichere Umgestaltung der geschilderten Verhältnisse kündigte sich an, als die auf schriftsprachliche Einheit abzielende Bewegung, die im benachbarten Deutschland namentlich seit dem 15. Jahrhundert in Fluss gekommen war und durch Luther's machtvolles Wirken ihre entscheidende Richtung erhalten hatte, seit dem 16. Jahrhundert ihre Wellen auch über unsre Landesgrenzen herüberwarf. Rascher Erfolg stand für sie allerdings bei uns nicht zu erwarten, aus mehr als einem Grunde. Einmal wegen des gewaltigen Abstandes, der die auf ostmitteldeutschem Boden erwachsene neue Schriftsprache von der schweizerischen trennte, der in gleichem Masse die Grammatik wie das Lexikon betraf. Am auffälligsten erschienen, weil das äussere Gepräge der Sprache in erster Linie bestimmend, die Unterschiede auf dem Gebiet der Stammsilbenvokale: hier hatte die schweizerische Schriftsprache in Uebereinstimmung mit der Mundart die alten langen Vokale *i* u *ü* bewahrt, in der Luthersprache (wie in den süddeutschen Schriftsprachen, auch in der elsässischen seit etwa 1530) waren sie durch *ei* *au* *äu* (*eu*) ersetzt: *Lib Hüs Häuser* hiess es dort, *Leib Haus Häuser* hier. Weniger ins Gewicht fiel ein zweiter Unterschied: die Luthersprache hatte einfache Längen *i* u *ü* an Stelle der alten Diphthonge *ie* *uo* *üe*, die im schweizerischen Schriftdeutsch wieder im Einklang mit der Mundart sich erhalten hatten (aber auch in den süddeutschen Schriftsprachen); also Lutherdeutsch *lib* (geschriebenes *lieb*), *güt*, *Güte* gegenüber schweiz. *lieb* (mit Diphthong *i*), *quot*, *Güeti*. Eine dritte wichtige Differenz bestand mit Bezug auf die Behandlung des auslautenden *e*: die Luthersprache hatte es im allgemeinen erhalten, das Schweizerische (ebenso das Süddeutsche) abgeworfen: lutherisch *Knobe*, *Sünde*, schweiz. *Knab*, *Sünd* u. s. w. In den Konsonanten herrschte im grossen und ganzen Uebereinstimmung, ja auch die Luthersprache Hochdeutsch, d. h. von den Wirkungen der hochdeutschen Lautverschiebung betroffen war. Um so grösser waren

¹⁾ vgl. z. B. R. Brandstetter: *Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik* (in der *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten*. III. 1 ff.).

wieder die Gegensätze auf dem Gebiet der Formenbildung, der Wort- und Satzfügung und ganz besonders des Wortbestandes und Wortgebrauchs. Es ist begreiflich und zugleich bezeichnend, dass Luther die Sprache Zwingli's ein «böses Deutsch» nennt und einmal ärgerlich ausruft: «Einer möcht schwitzen, ehe ers versteht». Diesem in der Sprache selbst liegenden Hindernis gesellten sich andre, die der neuen Sprachform den Eingang in unser Land erschweren mussten. Um die Wende des 15. Jahrhunderts hatte sich die Schweiz in blutigem Kriege die tatsächliche Unabhängigkeit vom Reich erkämpft, ein Ereignis, das natürlich weit eher geeignet war, die bestehende sprachliche Kluft zu erweitern als überbrücken zu helfen. In gleicher Richtung wirkte der Verlauf der reformatorischen Bewegung. Ein Zusammengehen der deutschen und schweizerischen Reformation hätte auch einer sprachlichen Einigung mächtig Vorschub leisten müssen; indem aber seit dem Marburger Gespräch Luther's und Zwingli's Wege sich feindlich schieden, war solchem Zusammenschluss der Boden entzogen, und dem Werke Zwingli's verblieb auch in der Sprache der spezifisch schweizerische Charakter, den es von Anfang an gehabt hatte. Selbstverständlich ist, dass in der katholisch gebliebenen Schweiz der Widerspruch gegen die Sprache der Reformation noch stärker war, wie denn auch das katholische Süddeutschland sich bis ins 18. Jahrhundert gegen sie sträubte.

Trotz alledem sollte es — zum Glück für beide Teile, am meisten aber für uns — zu dauernder sprachlicher Trennung von Deutschland, die damals nahe genug lag, nicht kommen: die geistigen und persönlichen Beziehungen hinüber und herüber erwiesen sich im Bunde mit gewissen materiellen Interessen als stark genug, die Gefahr zu beschwören und dem Gemeindeutschen die Tore zu öffnen. Dass Basel voranging, hängt ebenso sehr wie mit seiner Lage an der Grenze mit seiner Bedeutung und seinen Interessen als Handelsstadt, als Sitz der Wissenschaft und nicht zuletzt als Druckort zusammen. Der Stand der Forschung erlaubt es noch nicht, den Kampf, der sich nun zwischen der importierten und der alteinheimischen Schriftsprache entspann, in all' seinen Etappen übers ganze Land hin zu verfolgen; doch lassen sich wenigstens die Grundzüge, auf die es an diesem Orte allein ankommt, deutlich erkennen. Der erste Schritt gilt überall der Beseitigung der schroffsten orthographischen und formalen Gegensätze, wobei die Einführung der Diphthonge *ei* *au* *äu* für schweizerisch *i* *u* *ü* an erster Stelle steht (es ist nicht belanglos daran zu erinnern, dass in diesem Punkte die Schweiz ausser der Luthersprache auch ganz Süddeutschland gegen sich hatte); erst nach und nach weichen die feineren und scheinbar nebensächlichen Unterschiede, so auch die syntaktischen und lexikalischen Differenzen. Dieser Prozess geht, zeitlich und örtlich in verschiedenem Tempo und Einzelverlauf, durch Jahrhunderte hindurch und ist in seinen letzten Phasen noch heute nicht abgeschlossen. Was die an der Bewegung beteiligten Kreise betrifft, so sind es durchweg die Drucker (wenigstens wo solche früh genug vorhanden sind), die mit der Neuerung den Anfang machen. Und zwar bewog sie dazu ohne Zweifel die Rücksicht und Rechnung auf auswärtige Abnehmer; Druckschriften, die nur für einen lokalen Leserkreis, für das Bedürfnis des eignen Volkes berechnet waren, trugen meist noch sehr viel länger das Gewand der alten Schriftsprache. In Basler Drucken erscheinen die neuhochdeutschen Diphthonge vereinzelt schon am Ende des 15. Jahrhunderts und sind in den 1520er Jahren bereits sehr verbreitet; nichtsdestoweniger legt der Basler Schulmeister Johann Kolross seinem 1530 gedruckten Handbüchlein deutscher Orthographie nicht die Gemeinsprache, die er doch genau kennt, sondern das einheimische Schriftdeutsch zu Grunde, offenbar weil er lokale, überhaupt schweizerische Verhältnisse im Auge hat («diss büechlin ist fürnämlich für die hochtutschen gemacht», sagt er in der Vorrede). In der Regel dauerte es geraume Zeit, bis der Druckersprache eines Ortes die geschriebene Sprache folgte, womit erst der entscheidende Schritt getan war. Zuerst bürgerte sich die neue Schreibweise gewöhnlich in den staatlichen Kanzleien ein und drang dann von hier aus allmählich auch in weitere Kreise, wobei die Stadt dem Lande, Gebildete den Ungebildeten

vorangingen, auch Inhalt und Bestimmung des Geschriebenen die mannigfaltigsten Unterschiede bedingten. Zur Illustration des Gesagten mögen einige Daten angeführt werden. In Basel wird die neuhochdeutsche Vokalgebung, die, wie eben bemerkt, vereinzelt schon in Drucken des ausgehenden 15. Jahrhunderts, dann besonders häufig im zweiten Dezennium des 16. Jahrhunderts auftrat, seit der Mitte dieses Jahrhunderts in der Druckersprache herrschend, immerhin nicht ohne Ausnahmen und Schwankungen; ungefähr seit 1585 herrscht sie auch in der Basler Kanzlei. Um 1600 folgt die Kanzlei von Schaffhausen. In Zürcher Drucken erscheinen die ersten gedruckten Diphthonge in Bibelausgaben seit 1527, namentlich seit 1530, sonst bis 1550 nur selten; erst seit dieser Zeit nehmen sie zunächst in der weltlichen Literatur überhand und werden seit 1575 allgemein, immer mit Ausnahme von Erzeugnissen, die fürs Volk bestimmt sind (z. B. Katechismen und dergl.), denen die alte Schreibweise bis spät ins 17. Jahrhundert hinein gewahrt bleibt. Erst um 1650 begegnen geschriebene Diphthonge in den Zürcher Ratsprotokollen, werden seit 1670 häufiger, seit 1680 überwiegend, und zwischen 1690 und 1700 verschwindet der schweizerische Vokalismus zugleich mit andern Besonderheiten der ältern Schriftsprache. Schon in den Jahren 1662/67 hatte eine Bibelrevision stattgefunden, die nicht nur im Lautstand, sondern auch in Formengebung und Wortschatz grundsätzlich den Anschluss ans Gemeindeutsche erstrebte. Etwa um die gleiche Zeit wie in Zürich brach sich die Neuerung Bahn in der Berner Kanzlei, noch früher (vor 1640) in Luzern; aber überall nicht auf einmal, sondern in allmählichen, je nach Stand und Bildungsgrad der Schreibenden vielfältig schwankenden Übergängen. Wie weit noch im 18. Jahrhundert das Schriftdeutsch selbst der gebildetsten Schweizer in Grammatik und Wörterbuch von der in Deutschland geltenden Norm entfernt war, zeigen die schweizerischen Literaturwerke dieser Zeit, zumal aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, und die Kritik, die von deutscher Seite an ihrer Sprache geübt wurde. Man weiss, welche Mühe sich ein Albrecht von Haller gab, seinen *Versuch schweizerischer Gedichte* (zuerst 1732 erschienen) mit Hilfe eines hannoverschen Arztes von den zahllosen sprachlichen «Unarten» mehr und mehr zu reinigen, wie er diese immer aufs neue zu entschuldigen sucht mit dem Hinweis auf seine schweizerische Heimat: «Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei Andern veraltet sind, und tausend anderer sind in Sachsen im beständigsten Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch verstehet», heisst es 1743 im Vorwort zur 3. Auflage der Gedichte, und im Vorwort zur 4. Auflage (1748): «Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt.» Auch Bodmer in Zürich geht den selben Weg wie Haller, aber nur ein Stück weit: gegen die Forderung u n b e d i n g t e n Anschlusses an das meissnisch-obersächsische Deutsch, das damals als mustergültig galt, macht er Front, indem er nachdrücklich auch für die andern Landschaften das Recht in Anspruch nimmt, an der Festsetzung der schriftsprachlichen Norm mitzuwirken, ganz besonders für die Schweiz, von deren Sprache ihm seine altdutschen Studien gezeigt hatten, welche Fülle ursprünglichen deutschen Sprachguts sie in sich barg. Einen Augenblick versteigt sich Bodmer in seiner Opposition gegen die anmassende Ausschliesslichkeit der Leipziger sogar zu dem Gedanken an die Wiederbelebung einer selbständigen schweizerischen Schriftsprache. Die machtvoll sich entfaltende Literatur machte allen solchen partikularistischen Anwendungen ein Ende und entschied den Sieg der einen Schriftsprache; sie brach aber gleichzeitig die Vorherrschaft Obersachsens und gründete die Schriftsprache auf einen Ausgleich zwischen den sprachlichen Gewohnheiten der verschiedenen deutschen Landschaften gemäss dem Anteil einer jeden am geistigen Leben der Gesamtheit. So hat denn auch die Schweiz seit den Tagen Haller's und Bodmer's bis auf unsre Zeit zur Fortbildung der Schriftsprache beigetragen, und «zahlreiche syntaktische und lexikalische Züge des modernen Schriftdeutsch tragen schweizerische Farben» (vergl. Friedrich Kluge: *Unser Deutsch*. Leipzig 1907, S. 50 ff.).

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts kann der An-

schluss der Schweiz an die neuhochdeutsche Gemeinsprache auf der ganzen Linie als vollzogen gelten. Nicht dass wir damit unsere Eigenart im Bereich des geschriebenen Wortes ganz geopfert hätten; es wäre auch völlig undenkbar, dass Gegensätze, die noch im 18. Jahrhundert so schroff zu Tage traten, sich im Verlauf weniger Jahrzehnte hätten verlieren können. Erhebliche Reste des ältern schweizerischen Schriftdeutsch leben auch im Gewande der Gemeinsprache fort; dazu treten neue Besonderheiten, die entweder von vornherein nur dem Schriftgebrauch angehören oder, was für die meisten Fälle zutrifft, aus der Volkssprache in denselben einfließen. Kaum ein deutscher Schweizer hält sich in dem, was er schreibt, von solchen Elementen ganz frei, um so weniger, je geringer seine sprachliche Bildung ist. Mit künstlerischer Freiheit und Absicht verwenden sie unsere Dichter und Schriftsteller, um der Rede urwüchsige Kraft und Erdgeschmack zu verleihen, wobei das Verfahren je nach der Individualität des Autors und je nach dem Gegenstand und Stil seines Werkes sehr verschieden sein kann (vergl. dazu die feinen Ausführungen von Ludwig Tobler in seinen *Kleinen Schriften zur Volks- und Sprachkunde*. Frauenfeld 1897, S. 235 ff.). Während so die Gemeinsprache unserer sprachlichen Eigenart immerhin noch einen gewissen Spielraum lässt, tut sie derselben in anderer Hinsicht schweren Abbruch, indem sie unser Eigenstes, die Mundart, bedroht. An die Stelle des Kampfes der Gemeinsprache mit der einheimischen Schriftsprache, der unserer Sprachgeschichte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert das Gepräge gab, ist seit dem 19. Jahrhundert der Kampf der Gemeinsprache mit der Mundart getreten. Seine Wirkungen äussern sich in zwei Richtungen, in beiden zum Schaden der Mundart: einmal büsst diese Stück um Stück ihres Verwendungsgebietes ein, sodann wird sie selbst in steigendem Masse von schriftsprachlichen Elementen durchsetzt, womit wachsender Verlust an eigenem charakteristischem Sprachgut in Hand geht. Die deutsche Schweiz ist mit Recht «das mundartlichste Gebiet» des deutschen Sprachbereichs genannt worden. Nirgends so wie hier beherrscht die Mundart den mündlichen Verkehr durch alle Schichten und Stufen der Bevölkerung: Regierende und Regierte, Lehrer (auch die akademischen) und Schüler, Fabrikherren und Arbeiter, Reich und Arm, Alt und Jung sprechen mit einander in der Mundart. Und zwar in der selben Mundart. Wohl mögen Unterschiede vorhanden sein in Wortwahl und Phraseologie; der Gebildete meidet gewisse Ausdrücke und Wendungen, die der Ungebildete ohne Scheue gebraucht, er mischt wohl auch mehr Schriftsprachliches in seine Rede als dieser, aber im Wesentlichen, in Lauten und Formen besteht zwischen der Sprechweise Beider, sofern sie wenigstens aus dem gleichen Orte stammen, gewöhnlich kein Unterschied¹⁾. Ohne Zweifel hat dieser Zustand, der mit unsern hergebrachten politischen und sozialen Verhältnissen zusammenhängt, von jeher bestanden; wenn im 18. Jahrhundert die Berner regierenden Kreise sich durch französische Umgangssprache von ihren deutschsprechenden Untertanen schieden, so war das eine vereinzelt und vorübergehende Ausnahme. Hat also die Mundart sich bis heute als Verkehrssprache des ganzen Volkes behauptet, so beherrscht sie doch lange nicht mehr den ganzen Bereich der mündlichen Rede. Allerdings war das, wie wir oben sahen, auch schon in frühern Jahrhunderten der Fall, aber während sich damals der mündliche Gebrauch der Schriftsprache in der Hauptsache auf das Vorlesen und Hersagen schriftsprachlicher Texte beschränkte, hat er sich heute darüber hinaus zum guten Teil auch die freie öffentliche Rede erobert. Verhältnismässig früh scheint sich die Kanzelrede dem Schrift-

¹⁾ Von möglichen Ausnahmen wird nachher die Rede sein. Jedenfalls ist die jüngst von einem namhaften deutschen Germanisten (W. Braune: *Ueber die Einigung der deutschen Aussprache*. Heidelberger Universitätsrede. 1905. S. 23) aufgestellte Behauptung, dass das «Schwizerdütsch» nur von gebildeten Deutschschweizern gesprochen werde und nicht mit den eigentlichen Volksmundarten verwechselt werden dürfe, ganz irrig, ebenso wie die am gleichen Ort ausgesprochene Ansicht, dass jenes «Schwizerdütsch» auf eine frühere Provinzialschreib- und -drucksprache (d. h. also auf die ältere schweizerische Schriftsprache) zurückgehe.

deutschen zugewendet zu haben; schon 1671 musste der Berner Rat seine Geistlichen ermahnen, sich «beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch zu enthalten, als welches den Verständigen nur ärgere und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen tue»¹⁾. Man kehrte denn auch wieder, so gut es ging, zur Mundart zurück und blieb dabei teilweise bis ins 19. Jahrhundert hinein. Heute wird wohl allenthalben schriftdeutsch gepredigt, mundartliche Predigten sind zur Kuriosität geworden. Auch der kirchliche Unterricht wird vielfach in der Schriftsprache erteilt. Ebenso ist die Schulsprache, abgesehen von den untersten Klassen der Volksschule, wohl überwiegend schriftdeutsch geworden, wenn es auch je nach den örtlichen oder persönlichen Verhältnissen an vielfältigen Ausnahmen nicht fehlt. Dass in den eidgenössischen Behörden nur Schriftdeutsch gesprochen wird, lässt sich allenfalls aus der Rücksicht auf die anwesenden romanischen Kollegen erklären; aber auch in den kantonalen und städtischen Ratsäulen, wo noch vor ein paar Menschenaltern die mundartliche Rede allgemein im Schwange war, ist man in neuerer Zeit mehr und mehr zur Schriftsprache übergegangen; selbst in die Beratungen der Landsgemeinden mischt sich der fremde Klang, und wäre es nur durch das meist schriftdeutsch gehaltene Eröffnungswort des vorsitzenden Landammanns. Die Verhandlungen der Gerichte (vielleicht mit Ausnahme des Verkehrs mit den Angeklagten oder Zeugen) werden wohl überwiegend schriftdeutsch geführt. In öffentlichen Versammlungen nichtamtlichen Charakters wird es noch sehr verschieden gehalten: je feierlicher der Anlass, je gebildeter die Redner oder das Publikum, je wissenschaftlicher, abstrakter der Gegenstand und seine Behandlungsweise, desto mehr ist die Schriftsprache die gegebene Ausdrucksform. Doch machen sich auch lokale Unterschiede geltend: im ganzen hält der Westen und die innere Schweiz zäher und in weiterem Umfange an der Mundart fest als der Osten und Norden; selbstverständlich ist, dass die Bewegung in den Städten weiter gediehen ist als auf dem Lande, weiter in der volks- und verkehrsreichen Ebene als im entlegenen Gebirgsthal. Aber die Bewegung ist überall im Gange und unaufhaltsam: die Mundart auf den täglichen Verkehr zurückzudrängen. Indessen ist selbst da ihre Herrschaft nicht mehr unumschränkt. Dass man sich im Verkehr mit Fremdsprachigen, auch Reichs- und andern Deutschen, die vorübergehend in unser Land kommen, der Schriftsprache bedient, ist notwendig oder gebotene Rücksicht; aber es geschieht auch ohne Not z. B. gegenüber ansässigen Fremden, von denen einige Vertrautheit mit der Mundart erwartet werden darf, sogar gegenüber völlig Unbekannten, selbst wenn sie sich etwa durch mundartliche Anrede als Landeskinder ausgewiesen haben. Unter den Bauern und Hirten im Wallis und Berner Oberland ist es verbreiteter Brauch, auch mit dem Gast aus der deutschen Schweiz schriftdeutsch zu radebrechen. Manchenorts sind solche Erscheinungen noch vereinzelt oder unerhört; doch werden sie ohne Zweifel immer häufiger werden. Dieser entschiedene quantitative Rückgang des Dialekts ist eine unvermeidliche Folge der grossen Wandlungen, die sich in neuerer Zeit auf allen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Lebens vollzogen haben. Den dadurch geschaffenen neuen Verhältnissen war die Mundart nicht gewachsen. Sie ihnen anzupassen, wäre zwar bis zu einem gewissen Grade wohl möglich gewesen unterblieb aber schon deswegen, weil in der Schriftsprache bereits ein sprachliches Werkzeug gegeben war, das allen Ansprüchen genügte. Die Kenntnis und Fertigkeit im Gebrauch derselben zum Gemeinut des Volkes zu machen, war und ist ein Hauptzweck der allgemeinen Volksschule, die das frühere 19. Jahrhundert ins Leben rief; in gleicher Richtung wirken die vielen neu hinzugekommenen Bildungsanstalten und Bildungsgelegenheiten, nicht zuletzt Bücher und Zeitungen, die in steigender Flut sich übers ganze Land ergiessen. Indem so die Schriftsprache als Vermittlerin jeglicher höhern Kultur auftritt, gewinnt sie notwendigerweise der Mundart gegenüber das Ansehen der edlern, vornehmern Sprache.

¹⁾ Man erinnere sich, dass kurz zuvor die Zürcher Bibel den grundsätzlichen Anschluss an die neuhochdeutsche Schriftsprache vollzogen hatte und dass um die selbe Zeit die Berner Kanzlei zu dieser übergang.

Es ist daher nur natürlich, dass sie dieselbe auch da verdrängt, wo zwar an sich mit der Mundart auszukommen wäre, die Schriftsprache aber den Umständen, z. B. der Würde des Ortes oder der Versammlung angemessener erscheint. Was die Einbrüche der Schriftsprache in den Privatverkehr betrifft, so können dieselben allerdings als Anzeichen gedeutet werden, dass die Mundart auch da nicht für alle Zeiten ihre herrschende Stellung behaupten werde; es wäre aber übertrieben daraus schliessen zu wollen, dass diese Stellung schon jetzt ernstlich erschüttert sei.

Von der Beschaffenheit des bei uns gesprochenen Schriftdeutsch gilt, was oben vom geschriebenen bemerkt wurde, in noch höhern Grade, da der Einfluss der Mundart in der mündlichen Rede sich naturgemäss weit stärker geltend macht. Selbst der Gebildetste spricht das Schriftdeutsche selten ohne deutliche Anklänge an seine Mundart, auch in lexikalischer und phraseologischer Hinsicht; das Schriftdeutsch des Ungebildeten ist dagegen oft nicht viel anders als notdürftig verhochdeutscher Dialekt. Dazwischen gibt es eine Unzahl möglicher und auch tatsächlich vorkommender Abstufungen; doch nähert sich die grosse Mehrheit eher dem zweiten Extrem. Wir pflegen ein solches Zwitterding zwischen Schriftsprache und Mundart spöttisch als «Grossratsdeutsch» zu bezeichnen, insofern mit Unrecht, als diese Mischsprache keineswegs bloss in den kantonalen Parlamenten zu Hause ist. Ein besonders wunder Punkt, auch bei den meisten Gebildeten, ist die Aussprache. Da wir die Schriftsprache hauptsächlich aus Büchern lernen, sind wir für die Aussprache fast ganz auf die Schreibung angewiesen; diese ist aber bekanntlich ein weites und sehr unvollkommenes Kleid, das der lautlichen Gestaltung der Rede den allergrössten Spielraum gewährt. Uns erlaubt es, die Schriftsprache im grossen und ganzen mit mundartlicher Lautgebung zu sprechen, wenigstens soweit diese mit den schriftsprachlichen Zeichen nicht direkt in Widerspruch gerät. Die ältere Zeit kehrte sich auch an diese Schranken nicht; noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es ziemlich allgemein üblich, nicht nur in *lieb, schliessen*, wo die Schreibung gewissermassen dazu einlud, Diphthong zu sprechen, sondern auch in *Busch, Bücher* trotz der Schreibung mit einfachem *u ü*, oder auslautendes *n* wie in der Mundart abzuwerfen (*lebä* = leben). Selbst Lautungen wie *Rich, Hüs* (= Reich, Haus) lebten damals namentlich in der religiösen Sprache noch fort. Später ist der Anschluss an die Schreibung enger geworden. Wohl von jeher wurde geschriebenes *k* durch *ka* wiedergegeben, auch wo in der Mundart *x* gegenüberstand (*Kaind*), so sprechen wir auch *Ekäe, zankäen* wie *wekäen, dankäen* trotz mundartlichem *ekk(ə), tsankə* neben *wekəə, tsankəə*. Das Zeichen *ä* geben wir in der Regel durch *e* oder *ä* wieder, auch wo in der Mundart *ę* entspricht (*Gęste, Gęste*: mundartlich *gest* = Gäste), oder das Zeichen *a* (für alte Länge) durch *ā*, auch wo die Mundart *ō* oder *ö* dafür hat (*Strässe*: mundartlich *strōss, strōss*), während dagegen das kurze *a* in allen Schattierungen des mundartlichen Lautes auftritt. Auch sonst gibt es noch Fälle genug, wo wir der Schreibung zum Trotz der Mundart folgen; so werden *st* und *sp* in allen Stellungen als *št* und *šp* gesprochen; *e* und *o* (*ö*) lauten bald geschlossen, bald offen, jenachdem sie in der Mundart in den entsprechenden Wörtern geschlossen oder offenen Laut haben (*Hecht; recht* bzw. *vächt; Geschlecht* bzw. *Geschlecht*); man hört *tankäen, Platt* trotz geschriebenen *danken, Blatt* usw.; die Beispiele liessen sich leicht häufen. Auch in den Vokalquantitäten ist im allgemeinen die Mundart massgebend; man spricht dem gemäss *dächte, Dörf; häben*, selbst *İgen İgt* etc. Den *ach-* und *ich-*Laut entgegen der Mundart zu unterscheiden, haben wir keine Veranlassung, weil die Schrift für beide das selbe Zeichen hat. Für die Gegenwart treffen allerdings diese Angaben nicht mehr im ganzen Umfange zu. Die orthoepische Bewegung, die in Deutschland besonders in den letzten Jahrzehnten in Fluss gekommen ist, macht ihren Einfluss auch bei uns geltend: seit einiger Zeit mehreren sich die Stimmen, die von der Schule vermehrte Pflege der schriftdeutschen Aussprache fordern im Sinne der Annäherung oder des Anschlusses an die in Deutschland geltenden oder aufgestellten Regeln, und es ist nicht zu

verkennen, dass diese Bestrebungen vielfach schon praktische Erfolge erzielt haben. Dass der Einheit des Schriftgebrauchs die Einheit der Aussprache folge, ist zwar an sich nicht notwendig, aber nach der Lage der Dinge bis zu einem gewissen Grade wünschenswert und sicher zu erwarten. Doch wird die Entwicklung den verschiedenartigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend in verschiedenem Tempo, im ganzen nur sehr allmählich verlaufen und keinesfalls derjenigen in Deutschland vorzuziehen; daran werden auch die Uebereifrigen, die alles über einen Leisten schlagen und uns auf einmal zu norddeutscher Sprechweise bekehren möchten, nichts ändern.

Der quantitative Rückgang, von dem wir gesprochen haben, bildet nur die eine Seite der rückläufigen Bewegung, in welche unsre Mundart eingetreten ist; nicht minder bedeutsam sind ihre innern Veränderungen. Wenn vorhin gesagt wurde, dass das bei uns gesprochene Schriftdeutsch oft nicht viel anders sei als verhochdeutscher Dialekt, so lässt sich umgekehrt von der Mundart sagen, dass sie auf dem Wege sei, ein in mundartliche Form gekleidetes Schriftdeutsch zu werden. Noch sind wir ja lange nicht so weit und werden in absehbarer Zeit auch nicht so weit kommen, aber dass die Entwicklung sich in dieser Richtung bewegt, ist unbestreitbar. Es handelt sich also bei den innern Wandlungen des Dialekts um eine allmähliche Annäherung an die Gemeinsprache, nicht so sehr in den Lauten und Formen, in der Wort- und Satzfügung, als vielmehr im Wortbestand und Wortgebrauch: was die Mundart hier an Sondergut besitzt, verschwindet nach und nach aus dem Gebrauch und wird durch schriftsprachliches Lehngut ersetzt. Ursachen und Voraussetzungen dieser Erscheinung haben wir in anderm Zusammenhang bereits genannt: die Schule, welche die Kenntnis der Schriftsprache in alle Volkskreise trägt, die Lektüre von Büchern und Zeitungen, die gesteigerte Teilnahme am öffentlichen Leben, der internationale Verkehr, die den letzten Mann aus dem Volke mit der Schriftsprache in tägliche Berührung bringen und derselben zugleich ein gewisses moralisches Uebergewicht über die Mundart verleihen. Je häufiger und intensiver diese Berührung, desto intensiver ist ihr zersetzender Einfluss auf die Mundart; daher ist die Mundart des Gebildeten in der Regel weit mehr von schriftsprachlichen Elementen durchsetzt als die des Ungebildeten, und entsprechende, wenn auch nicht immer gleich starke Unterschiede bestehen aus dem selben Grunde zwischen Stadt und Land, zwischen der jüngern und der ältern Generation, auch zwischen Männern und Frauen. Zum gleichen Ergebnis trägt noch ein andrer Umstand bei: die Ausdrucksmittel der Mundart reichen nicht aus für Gegenstände des höhern Kulturlebens; je mehr sich die Rede in dieser Sphäre bewegt, desto weniger wird sie mit dem spezifisch mundartlichen Sprachgut auskommen oder davon Gebrauch machen, desto mehr zu Anleihen bei der Schriftsprache greifen.

Auf die Veränderungen selbst kann ich nur mit einigen Andeutungen eingehen. Weit aus dem meisten betreffen, wie schon erwähnt, das flüchtigste Element der Sprache, den Wortschatz. Dabei ist freilich nicht nur schriftsprachlicher Einfluss im Spiele. Veränderungen im Wortbestand finden in lebenden Sprachen, zumal in solchen, die nur von Mund zu Mund fortgepflanzt werden, zu jeder Zeit auch ohne Einwirkung von aussen statt. Viele alte Ausdrücke unsrer Volkssprache sind mit den Sachen, die sie bezeichneten, den Wandlungen zum Opfer gefallen, die sich in neuerer Zeit auf allen Gebieten des kulturellen, besonders des wirtschaftlichen Lebens vollzogen haben; die Schriftsprache ist daran nur insofern beteiligt, als die neuen Verhältnisse meist mit ihren Mitteln bezeichnet werden. Schon von jeher sind allerlei gelehrte, amtliche, kirchliche und technische Ausdrücke aus der Schriftsprache in die Volkssprache eingesickert. Wirkliche Verdrängung mundartlichen Sprachgutes durch die Schriftsprache geschieht auf verschiedene Weise. Der einfachste und gewöhnlichste Fall ist, dass ein mundartliches Wort durch ein gleichbedeutendes schriftsprachliches ersetzt wird, z. B. *tötäbaum* durch *särg*, *eisstar* durch *immar* usw. Sehr oft sind die konkurrierenden Ausdrücke auch lautlich verwandt, so dass der Vorgang auf eine blossige Umgestaltung des mundartlichen Ausdrucks hinaus-

läuft: *huy(g)* wird zu *honig*, *fäiſtar* zu *fenſtar*, *blä* zu *blau* usw. Von den lautlich differenzierten Formen eines Dialektwortes siegt die der schriftsprachlichen Form am nächsten stehende: von den Formen *huoſta* und *wuoſta* (= Husten) drängt die erste die zweite zurück. Ebenso siegt von mehreren synonymen Dialektwörtern dasjenige, das durch die Schriftsprache gestützt wird. Ein mehrdeutiger mundartlicher Ausdruck kann für die aus der Schriftsprache bekannten Bedeutungen die schriftsprachliche Form annehmen, für die übrigen die mundartliche Form beibehalten: *wuy(g)* wird in der Bedeutung, in der das Wort allein literarisch auftritt, durch *könig* ersetzt; in der Bedeutung «Kegel- oder Kartenkönig» bleibt *wuy(g)* vielfach unangetastet. Oder das mundartliche Wort passt sich im Bedeutungsumfang dem schriftsprachlichen an: *rīta*, das eigentlich «zu Wagen, zu Schiff oder zu Pferd sich fortbewegen» bedeutet, schränkt seine Bedeutung mehr und mehr auf die engere schriftsprachliche ein (im übrigen tritt *fārə* dafür ein), oder *šmōkə* = «schmecken» und «riechen» wird immer häufiger nur noch in der erstern Bedeutung gebraucht, für die zweite dagegen das schriftsprachliche *rixa* entlehnt. Natürlich verlaufen alle diese Vorgänge meist ganz allmählich durch eine Reihe von Zwischenstufen, auf denen sie unter Umständen lange stehen bleiben können; auch sind Ursachen und Ausgangspunkt verschieden und nicht immer festzustellen. Von wesentlich geringerer Bedeutung nach Umfang und Verbreitung sind die schriftsprachlichen Einflüsse auf syntaktischem Gebiet. Der Satzbau der Mundart ist im Gegensatz zur Schriftsprache sehr einfach, durchaus von der Parataxe beherrscht, die logische Verknüpfung der Gedanken und Begriffe wird sprachlich nur unvollkommen ausgedrückt (das geschieht bei einer nur mündlich gebrauchten Sprache, soweit es nötig ist, durch andre Mittel). Nun kommt es nicht selten vor, dass Leute, die viel mit der Schriftsprache zu tun haben, in ihr zu denken gewohnt sind, deren syntaktische Formen mehr oder weniger auf ihre mundartliche Rede übertragen, besonders wenn der Gegenstand derselben ausserhalb der mundartlichen Sphäre liegt. Aber der Sprechweise der breiten Volksschichten ist dergleichen im allgemeinen fremd. Noch weniger kann von erheblichen Einflüssen der Schriftsprache auf die Formenbildung die Rede sein; was man dafür angesprochen hat, sind meist entweder bloss gelegentliche Erscheinungen oder Ergebnisse interner Entwicklung, die (allerdings vielleicht nicht immer zufällig) mit der Schriftsprache zusammengetroffen ist. Als kräftigstes Bollwerk der Mundart haben sich bis jetzt die Lautverhältnisse erwiesen. Von dem vielen Sprachmaterial, das wir aus der Schriftsprache (oder sonst aus der Fremde) aufgenommen haben, hat sich das allermeiste der mundartlichen Lautgebung anbequemen müssen. Ausnahmen kommen wohl gelegentlich vor; solche, die festern Fuss gefasst haben (wie etwa «Fräulein»), sind ganz vereinzelt. Dass wir in schriftsprachlichen Wörtern anlautendes *k* als *ka* übernehmen und nicht in *a* umsetzen (*kaönig*), ist nicht eigentlich mundartwidrig, da die Mundart anlautendes *ka* (aus *g'ch-*) auch in Erbwortern besitzt. Indessen gibt es doch Fälle, in denen die Schriftsprache auch unsern lautlichen Eigentümlichkeiten Abbruch tut. Durch ein älteres Lautgesetz ist fast auf unserm ganzen Gebiet *n* vor *s*, *f*, *x* geschwunden unter Dehnung bzw. Diphthongierung des vorangehenden Vokals: *brunst* wurde zu *brüst*, *broust*. Die Wirksamkeit dieses Gesetzes ist aber längst abgeschlossen; später aufgenommene Wörter lassen das *n* intakt, und die von dem Gesetze betroffenen einheimischen Formen werden sukzessive durch die entsprechenden schriftsprachlichen mit erhaltenem *n* verdrängt: *brüst* *broust* durch *brunst*. Diese Wortverdrängung kann soweit gehen, dass von allen jenen autochthonen Formen keine einzige mehr übrig bleibt, womit dann ein charakteristisches lautliches Merkmal der Mundart zerstört ist.

Dieser Fall ist nicht der einzige seiner Art; meist handelt es sich allerdings um Lauterscheinungen, in denen nur ein Bruchteil unsres Gebietes von der Schriftsprache abweicht, das übrige Gebiet mit ihr einig geht, und dann gesellt sich zu dem ausgleichenden schriftsprachlichen Einfluss noch ein anderer, der auch sonst in unsrer modernen Sprachentwicklung eine Rolle spielt: ich

möchte ihn den gemeinschweizerischen (genauer gemeinschweizerdeutschen) nennen. Die neue Zeit hat nicht nur eine gewaltige Steigerung des internationalen, sondern auch des internen Verkehrs gebracht. Die fortschreitende politische Zentralisation, die wachsende Freizügigkeit auf allen Gebieten, die vermehrten Verkehrsrichtungen, der gemeinsame Militärdienst — alles dies trägt dazu bei, Angehörige der verschiedensten Gegenden unsres Landes mit einander in Berührung zu bringen. Und nicht bloss in vorübergehende Berührung: es findet auch ein allgemeiner Austausch der sesshaften Bevölkerung statt, der von Jahr zu Jahr grössere Dimensionen annimmt. Die statistischen Erhebungen zeigen, dass die Zahl der am Wohnort gebornen Schweizer fast überall zurückgegangen ist, indes die Gesamtbevölkerung meist, zum Teil bedeutend zugenommen hat. Natürlich tritt dies in den Städten, überhaupt in industriell entwickelten Orten am stärksten hervor, aber auch agrarische Gegenden weisen in geringerer Massstab ähnliche Verhältnisse auf; selbst abgelegene Gebirgstäler bleiben davon nicht unberührt. Selbstverständlich hat eine so weitgehende Bevölkerungsmischung auch sprachliche Konsequenzen, und zwar in der Weise, dass Erscheinungen von bloss örtlicher Verbreitung vor weitverbreiteten zurückweichen, dass sich ein Ausgleich der lokalen Verschiedenheiten anbahnt zu gunsten des dem ganzen Gebiet oder dem grösseren Teil desselben gemeinsamen. Schriftsprachlicher Einfluss braucht dabei nicht mitzuspielen, tut es aber insofern oft, als Lautgestaltungen, die durch die Schriftsprache gestützt werden, eben dadurch ein Übergewicht erhalten über andre, die dieser Stütze ermangeln. Uebrigens braucht nicht gesagt zu werden, dass die nivellierende Bewegung keineswegs bloss die Lautverhältnisse, sondern auch die andern Gebiete der Grammatik und nicht am wenigsten den Wortschatz berührt. Innerhalb dieser umfassendern Bewegung treten dann, gewissermassen als Vorstufen dazu, Ausgleichungserscheinungen auch noch in enger begrenzten Gebieten hervor, indem z. B. die Sprechweise eines bestimmten Ortes die innerhalb seiner speziellen Einflusssphäre gesprochene Sprache beeinflusst. So machen sich stadtbernerische Einflüsse im Oberaargau und Oberland, Churer Einflüsse in den Walserthälern Bündens in erheblichem Masse geltend.

In solcher Weise arbeiten äussere und innere Ursachen an der Verarmung und Verflachung der Mundart und damit an der allmählichen Zerstörung eines der ehrwürdigsten Zeugnisse schweizerdeutscher Eigenart. Den Prozess zu hindern liegt nicht in unsrer Macht, es wäre denn, wir vermöchten die ganze moderne Entwicklung unsres Landes und Volkes rückgängig zu machen, deren notwendige Folge er ist. Damit soll nicht gesagt sein, dass es nicht möglich wäre seinen Verlauf zu verlangsamen. Vor allem dadurch, dass die Schule es mehr als bisher darauf anlegte, der Jugend den Wert der Mundart gegenüber der Schriftsprache zu lebendigem Bewusstsein zu bringen und ihr ein sicheres Gefühl einzupflanzen für die Unterschiede der beiden Sprachformen. Die Erfüllung dieser alten und immer aufs neue erhobenen¹⁾ Forderung müsste der Pflege der Mundart wie der Schriftsprache in gleichem Masse zu gute kommen. Den weitem Vorschlag dagegen, die Gebrauchsgebiete von Mundart und Schriftsprache in der Weise gegeneinander abzugrenzen, dass die Mundart konsequent nur noch da angewendet würde, wo mit ihren Mitteln ohne Anleihen bei der Schriftsprache auszukommen wäre, halte ich so, wie die Dinge liegen, für undurchführbar; hier werden wir der natürlichen Entwicklung ihren Lauf lassen müssen. Wie diese aber auch sich gestalten mag, soviel steht fest, dass unsre Volkssprache wenigstens in den Lauten und Formen ihr eigentümliches Gepräge noch auf lange hinaus behaupten wird.

4. Charakter und Gliederung der Mundart. Das Schweizerdeutsche gehört mit den Mundarten, die im

¹⁾ Zuletzt von O. von Greyerz in seinem Vortrag: *Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts* (Bern 1900); im Anhang dazu sind die Vorgänger aufgezählt. Der selbe Verfasser hat in seiner *Deutschen Sprachschule für Berner* (2. Aufl., Bern 1904) den Weg gezeigt, auf dem die Reform in die Praxis umzusetzen wäre.

Elsass, im Grossherzogtum Baden, im Königreich Württemberg — je mit Ausschluss des nördlichen Teils —, in der bairischen Provinz Schwaben westlich von Wörnitz und Lech und im Vorarlberg gesprochen werden, zur Gruppe der alemannischen Mundarten, die ihrerseits mit den nördlich angrenzenden frankischen und den bairisch-österreichischen Mundarten im Osten die oberdeutsche Dialektgruppe ausmachen; die oberdeutschen Mundarten bilden mit den mitteldeutschen zusammen das Hochdeutsche, das sich vom Niederdeutschen durch eine schon im frühen Mittelalter vollzogene gesetzmässige Veränderung gewisser Konsonanten, die sog. hochdeutsche Lautverschiebung, unterscheidet. Die Einteilung des Oberdeutschen beruht, wie man sieht, auf ethnographischer Grundlage; inwieweit sie sprachlich begründet ist, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Alemannisch heisst also die Sprache desjenigen Gebietes, das (wie wir früher gesehen haben) seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts vom Stamm der Alemannen besiedelt war. Sprachliche Unterschiede waren innerhalb desselben ohne Zweifel schon in der sog. althochdeutschen Zeit (seit dem 8. Jahrhundert) vorhanden, lassen sich aber nicht sicher erkennen, da die Denkmäler dieser Periode fast alle aus der selben Gegend (St. Gallen und Reichenau) stammen; erst seit dem spätern Mittelalter treten solche Unterschiede in der Ueberlieferung deutlich zu Tage. Man pflegt heute das Gesamtalemannische zunächst in zwei Teile zu gliedern: einen nordöstlichen, das Schwäbische, und einen südwestlichen, das Alemannische im engeren Sinne; die Grenze zwischen beiden verläuft vom nördlichen Elsass aus südlich von Rastatt quer durch die badische Rheinebene, dann ungefähr der badisch-württembergischen Grenze nach südwärts zum Ueberlingersee und von hier in ost-südöstlicher Richtung zum Lech. Einteilungsgrund ist die Behandlung der alten langen Tonvokale *i* *u* *ü*: im Schwäbischen sind dieselben wie im übrigen Oberdeutschen und im Mitteldeutschen zu Diphthongen geworden, das Alemannische im engeren Sinne hat sie im allgemeinen als einfache Längen bewahrt; schwäb. *leib* *haus* *haiser* (oder mit andrer Lautung der Diphthonge), alem. *lib* *hüs* (elsässisch, z. T. auch schweiz. *hüs*) *hüsar* (*hüsar*) = Leib Haus Häuser. Eine weitere Zweiteilung trennt das engere alemannische Gebiet wieder in einen nördlichen und südlichen Teil, das Niederalemannische und das Hochalemannische: die Grenze verläuft durch das südliche Elsass und Baden (die Stadt Basel mit den nördlich angrenzenden elsässischen Orten Hünningen und St. Ludwig bildet eine niederalemannische Insel) zum Zellersee und verlässt den Bodensee, wie es scheint, bei Lindau in nordöstlicher Richtung. Unterscheidendes Merkmal ist diesmal eine konsonantische Erscheinung, die Vertretung von urdeutschem *k* im Wortanlaut und im Inlaut nach *r*, *l*: im Niederalemannischen erscheint dafür Verschlusslaut (*k* *g*), anlautend vor Vokal gehaucht (*kh*), im Hochalemannischen *x*, anlautend auch *kx* (auf Schweizerboden nur auf ein-m kleinen nordöstlichen Gebiet im St. Galler Rheinthal von Staad bei Rorschach südlich bis Oberriet, ohne Altstätten und Eichberg, und im angrenzenden appenzellischen Kurzenberg; aber mit Fortsetzung jenseits des Rheins); z. B. niederalem. *khind*; *klaga* (*gl-*), *kraga* (*gr-*); stark: hochalem. *xind*; *xlaga*, *xraga* bzw. *kxind* usw.; *ſtara*¹⁾. Die deutsche Schweiz gehört also mit der erwähnten Ausnahme ganz zum hochalemannischen Gebiet, das überall nach Norden und Osten noch über ihre Grenzen hinausreicht. Es würde überhaupt schwer fallen, irgend eine lautliche Erscheinung zu nennen, deren Grenze auch nur auf eine längere Strecke mit unsrer Landesgrenze zusammenfiel: der Verkehr über Bodensee und Rhein war trotz der politischen Grenz-

¹⁾ Die bisher übliche Scheidung berücksichtigte nur den Anlaut und rechnete das *ka*-Gebiet zum Niederalemannischen, wobei wohl wesentlich der Umstand massgebend war, dass anlautendes *ka* auch für das elsässische *che* *Mün-terthal* bezeugt ist. Aber dieses *ka* ist sicher junge Entwicklung aus *kh*, es erscheint nur vor Vokal, vor Konsonant und anlautend nach *r* *l* gilt Verschlusslaut, während das östliche *ka* auch vor Konsonant und neben anlautendem *ra*, *la* steht. Dass auch das Bünader Rheinthäl von Thuis bis Maiefeld (mit Ausnahme eines Teils der Faaf Dörfer) anl. *kh*, vor Konsonant *k* hat (neben inl. *ra* *la* bzw. *rh* *lh* *l*), ist eine Erscheinung für sich und auf Rechnung der jungen Alemannisierung dieses Gebietes zu setzen.

pfähle immer und überall lebhaft genug, um sprachliche Wandlungen herüber und hinüber zu tragen. Wenn wir also charakteristische Merkmale des Schweizerdeutschen aufzählen wollen, so kann es sich nur um Erscheinungen handeln, deren Gebiet entweder die Nachbarschaft im Norden oder Osten mit umfasst oder sich dann auf einen grössern oder kleinern Teil der deutschen Schweiz beschränkt. Darunter gibt es solche, die nirgend sonst auf dem deutschen Sprachgebiet bezeugt, also wirkliche Eigentümlichkeiten sind; die Mehrzahl aber lässt sich auch anderswo nachweisen (bemerkenswert sind z. B. gewisse engere Berührungen mit dem Südbairischen), und das Besondere liegt dann einzig in der Verbindung der Einzelerscheinungen, die in gleicher Weise in keiner andern Mundart wiederkehrt.

In dem durch das Vorstehende angedeuteten Sinne will die nachfolgende Zusammenstellung einiger allgemeiner und spezieller lautlicher Merkmale des Schweizerdeutschen verstanden sein; ins Auge gefasst ist dabei besonders das Verhältnis zu den übrigen alemannischen Mundarten. Auf dem Gebiet des Akzents ist entgegen der verbreiteten Ansicht hervorzuheben, dass das Schweizerische in der Regel fallende Tonbewegung hat, d. h. die starken Silben musikalisch höher legt als die schwachen; die einzige sichere Ausnahme macht die Stadt Basel, die auch hierin mit dem Niederalemannischen und weiterhin mit dem Schwäbischen einig geht. Ein wichtiger Unterschied des Schweizerischen vom übrigen Alemannischen ist sodann die grössere Energie der Artikulation. Daraus erklärt sich z. B., dass es den Gegensatz von starken und schwachen Konsonanten (Fortes und Lenes) bewahrt hat, der im Niederalemannischen und Schwäbischen fast ganz zu gunsten der Lenis beseitigt ist. Nur bei Sonorkonsonanten im Inlaut macht sich auch in unsern Mundarten (aber nicht überall) eine starke Neigung zur Reduktion alter Fortes bemerkbar, und das gleiche ist im Auslaut auch bei Verschluss- und Reibelauten der Fall. Eine besondere Stellung nimmt in dieser Frage der Nordwesten unsres Gebietes ein, indem dort, von bestimmten Fällen abgesehen, jede anlautende Fortis zur Lenis gewandelt ist, also z. B. *däg* gesprochen wird für sonstiges schweiz. *tag*; nur die inlautenden Fortes haben sich (auch in Baselstadt) gehalten (also z. B. *deyka* gegenüber niederalem. *deyga*). Jede Fortis zwischen Vokalen, und zwar sowohl nach kurzem als nach langem betontem Vokal, wie zwischen *r* *l* und Vokal sprechen wir geminiert d. h. so, dass der Konsonant auf die vorangehende und nachfolgende Silbe verteilt erscheint und die Silbengrenze in den Konsonanten hineinfällt, gleichsam also *fat-tar* (Vater), *was-sar*, *ſaf-fa*, aber auch *ſlaf-fa*, *helf-fa*, *stara-ra* (starker) usw. Allerdings ist die Geminata nicht immer gleich stark ausgeprägt, und es bestehen in dieser Hinsicht nicht nur okkasionelle Unterschiede (z. B. je nach dem Nachdruck, der im Zusammenhang der Rede auf die vorangehende Silbe fällt), sondern auch durchgehende Differenzen zwischen den verschiedenen Mundarten, so hat z. B. Baselstadt weniger ausgeprägte Geminata als der Nordosten. Von der sonst allgemein üblichen Silbentrennung durch Druckgrenzen sind meines Erachtens die Fälle auszunehmen, wo silbentrennende Lenis nach kurzem Tonvokal steht, wie in *boda* (Boden), indem hier kontinuierliche Expiration stattfindet und der Eindruck der Zweisilbigkeit lediglich auf dem Durchgang durch den schallärmern Konsonanten beruht, also reine Schallgrenze vorliegt (so wie in schriftdeutschem *Ebbe*, *Flagge*).

Aus der speziellen Lautlehre mag etwa Folgendes angeführt werden. 1. Vokale. a. Quantität. Noch ganz auf altd deutschem Standpunkt verharret die Mundart darin, dass sie kurze Vokale in offener Silbe (wenigstens vor stimmlosen Konsonanten) in weitem Umfang erhalten hat: *bada*, *fogal*, *hosa*, *stuba* usw. Auch in einsilbigem Wort vor Lenis finden wir im NO. (nördl. Zürich, Schaffhausen, Thurgau, nördl. St. Gallen, östl. Appenzell) und SW. (Bern Oberland, Wallis mit seinen Kolonien, Ursen) bewahrte Kürze (z. T. mit Schärfung der Lenis); sonst ist in diesem Fall Dehnung eingetreten (*täg*, *gräb*, *höf*, *spil*), sporadisch auch vor Fortis, aber gewöhnlich nur vor Sonoren und Reibelauten (*fäl*, *bän*, *stix*, *flüs* = Fall, Bann, Stich, Fluss), bloss lokal auch in *bläd* (Blatt) u. ä. Allgemein, doch in wechselndem Umfang, findet

Dehnung vor *r*-Verbindung statt, in einigen Mundarten (im NO., O. und SW.) auch vor *l*-Verbindung, nur auf einem kleinen Gebiet im NO. vor *n*, *m* + Konsonant. Die Dehnung ist in der Regel ohne Einfluss auf die Qualität des Vokals. Kürzungen begegnen allerorten, teils durch Zweifelhilfkeit, teils durch die folgende Konsonanz bewirkt. Weiter verbreitet ist Kürzung von *i* *ü* *ä* vor (Verschluss-)Fortis (*zit* = Zeit). — b. Auch in Bezug auf die Qualität der Vokale ist unsre Mundart wohl von allen hochdeutschen Mundarten den altdeutschen Verhältnissen am nächsten geblieben. Vor allem spielen spontane Diphthongierungen der alten Längen nur eine sekundäre Rolle; nicht nur *i* *ü* *ä*, von denen früher schon die Rede war, sondern auch *ä* *ē* *ō* sind überwiegend als einfache Längen erhalten, z. T. allerdings mit mehr oder weniger veränderter Klangfarbe. Auch die alten Diphthonge haben ihren diphthongischen Charakter grösstenteils bewahrt. Altes *ei* *ou* erscheint auf dem Hauptgebiet als *äi* *ai* bezw. *äu* *au* *äu*, nach West-Südwesten zu (auf dem sog. burgundisch-alemannischen Gebiet) als *ei* *ei* *ē* *ē* bezw. *ō* *ou* *ō* *ō*, nach Nordosten zu als *ä* *ä* *ē* *ē* bezw. *ou* *ō* (*ō*). Geblieben sind auf dem grösseren Teil des Gebietes die gerundeten Vokale *ō* *ü* *öu*, deren Besitzstand durch zahlreiche, auf konsonantischem Einfluss beruhende Labialisierungen von *ei* *ei* (z. B. *frömd*, *šwöstar*, *wüssə*, *rünnə*, *höüssə* = fremd, Schwester, wissen, rinnen, heischen) noch beträchtlich vermehrt ist. Dem Südwesten (östl. Berner Oberland, Wallis und seine südl. Kolonien) eigentümlich ist spontane Entwicklung von *ü* zu *ui* *ä*, von *uo* *uo* zu *uo* *io* *üä*, von *ou* zu *ou* *ou* *oi*; *ui* *ä* hat auch Uri, *ui* Nidwalden, *ai* aus *au* Uri und Nidwalden, *ou* aus *o* Urseren. (Diese *ü* *ö* nehmen in Bildungsweise und Klang eine Mittelstellung ein zwischen *u* *o* und den *ü* *ö*, wie sie auf dem übrigen Gebiet gesprochen werden). Ueberall erscheint Palatalisierung von *a* zu *ä* bezw. *e* durch *šš*; z. B. *täššə* = Tasche. Sonst sind qualitative Kontaktwirkungen namentlich noch von Nasalen ausgegangen, deren Einfluss sich in der einen oder andern Weise fast allenthalben geltend macht. Nasalvokale finden sich auf zwei peripheren Gebieten im Nordosten und Südwesten. Auf beschränktem Gebiet ist Spaltung von *u* in *u* und *o*, von *i* in *i* und *e* eingetreten; weiter verbreitet ist Spaltung von *o* in *o* und *ö*. Im übrigen stehen sich altes *i*: *ī* und *u*: *ū* vorwiegend als *i* (*ī*): *ī* (*i*) und *u* (*ū*): *ū* (*u*) gegenüber; auf einigen Gebieten hat sich *i* *u* spontan zu *e* (*ē*): *o* (*ō*) gesenkt. Von den *e*-Lauten (1. alter Umlaut von *a*; 2. germanisches *e*; 3. jüngerer Umlaut von *a*; 4. Umlaut von *ä* und 5. altes *ē*) sind 1-3 in Appenzell, im Toggenburg, St. Galler Rheintal, obern Thurgau, teilweise auch in Glarus noch in ursprünglicher Weise (als *e* *ē* *ä*, im Rheintal *e* *ē* *e*) geschieden, meist aber sind 2 und 3 in *ä* oder *e* zusammengefallen. 4 stimmt gewöhnlich mit 3 qualitativ überein, geht aber oft auch seinen eigenen Weg und trifft in einzelnen Gegenden mit 5 zusammen, dessen Qualität in der Regel der von 1 entspricht. Ausnahmen sind kombinatorische Störungen, namentlich durch Nasale. Im Westen und Süden ist *u* auch vor *k* *w* *pf* *ts* umgelautet. Dem ganzen Süden ist Vokalentwicklung zwischen stammauslautendem *r* + *n*, *r* + *m* eigen (*horə*, *arə* = Horn, Arm), mehr sporadisch tritt sie auch im übrigen Gebiet zwischen *r* (auch *l*) und andern Konsonanten (besonders *x*) auf. Sog. Brechung von *i* *ü* *ä* bezw. *ī* *ū* *ä* vor *r* und *h*(*x*) kommt überall vor, doch in sehr verschiedenem Umfang: *šniərə*, *liəxt* (= schmieren, leicht). Im Südwesten und Südosten haben sich nicht nur lange, sondern auch (mit Ausnahme von *i*) kurze ungedeckte Endsilbenvokale der Apokope entzogen, zum Teil sogar mit Erhaltung der althochdeutschen Qualität: *tsungga* (Zunge), *taga* (Tage), *tago* (Gen. Pl.), *hano* (Hahn), *nimū* (ich nehme). Auf dem Gesamtgebiet erscheint auslautendes *ī* und *ū* in Endsilben als *i*; z. B. *güati* (ahd. *guoti*) = Güte; *štukxi* (ahd. *stuckiu*) = Stücke. — 2. Konsonanten. Von dem für unsre Mundart charakteristischen Stand der *k*-Verschiebung war bereits die Rede; wir haben also: *x* ausser nach Vokalen auch im Anlaut und im Inlaut nach *r* und *l* (mit den früher genannten Ausnahmen), nach *ŋ* auf zwei getrennten Gebieten im Osten und Nordwesten *k*, auf dem Hauptgebiet *kr*, im Südwesten und Südosten *x*; für *kk* die selbe Vertretung wie nach *ŋ*, nur dass die Stufe *x* hier

fehlt. Alle diese Laute werden im hintersten Gaumengebiet artikuliert, daher das tiefe, krachende Geräusch des *x* *kr*, das dem Fremden als ein Hauptmerkmal des Schweizerdeutschen gilt. Doch wird im Süden das Geräusch merklich schwächer und nähert sich vielfach blosssem Hauch (*mahhə*, *strīhə* = machen, streichen), die Artikulationsstelle rückt weiter nach vorn, und in gewissen Mundarten (im westlichen Berner Oberland, im Wallis und seinen Kolonien jenseits der Alpen, teilweise auch im Osten) erscheinen an Stelle der Velare in palataler Umgebung geradezu ausgesprochene Palatale: *xinti*, *xälpst*, *xäs*, *rixlə*, *lūxji*, *milx*; *bečx*, *ričxə*; *rič*, *bričji* = Kind, Kälbchen, Käse, richten, Löchlein, Milch, Bäcker; rücken; Rücken, Brücklein). Urdeutsches *th* und *d* haben sich im Inlaut im allgemeinen als *d* und *t* getrennt gehalten, im Anlaut ist auch *th* überwiegend zu *t* geworden: *tekəə*, *tarf* (aber *dorf*), *tünn* (= decken, darf, dünn) usw. Alte Geminaten sind häufig auch nach langem Vokal und Konsonanten bewahrt, besonders im Süden: *grüətsə*, *roukəə*, *toupfə*, *gloupa*, *welpə*, *špreŋkə*, *šentə* (= grüssen, rauchen, taufen, glauben, wölben, sprengen, schänden); auch sonore Geminaten haben sich im Süden, teilweise aber auch im Nordosten nach langem Vokal in weitem Umfang gehalten; z. B. in Brienz *lerrän*, *teillän*, *troummän*, *meimän* (= lehren, teilen, träumen, meinen). Ebenfalls in den südlichen Mundarten verbreitet ist ein Wechsel zwischen inlautender *len* und auslautender *Fortis* bei Verschlusslauten: *rat* (Plural *redar*) = Rad; *ouk* (Pl. *ougs*) = Auge; *loup* = Laub (dazu *lobə*, Laub sammeln): doch treffen wir die selbe Erscheinung auch an der Westgrenze, z. T. auch bei Reibelauten: *gräp*, *hüss* (= Grab, Haus). Spezifisch südschweizerisch ist ferner 1) die teilweise Erhaltung des Unterschieds zwischen dem germanischen und dem durch die Lautverschiebung aus *t* entstandenen *s*-Laut, insofern der letztere durchweg als *s* erscheint, das ursprüngliche *s* aber sehr häufig in *š* übergegangen ist; 2) die weitgehende Erhaltung von *w* im In- und Auslaut: *büwə*, *büw*; *färwə*, *färw* (= bauen, Bau; färben, Farbe); 3) die teilweise Bewahrung des auslautenden *n* in Endsilben. Die Liquida *l* wird in einer mittlern von Ost nach West laufenden Zone in gewissen Stellungen stark *u*-haltig gesprochen und geht z. T. geradezu in *u* über (*näbu*, *wewuə* = Nebel, wollen). — Auch auf morphologischem und syntaktischem Gebiet wären mannigfache Erscheinungen, teils Altertümlichkeiten, teils Neuerungen zu nennen, die unsrer Mundart eigentümlich sind. Ich weise beispielshalber hin auf das freilich nicht ganz durchgeführte Prinzip, den Plural des Substantivs entweder durch den Umlaut oder dann durch Mehrsilbigkeit vom Singular zu unterscheiden (*häs*: *hasə* oder *hasə*: *häsə* = Hase, Hasen), auf die Bewahrung des sog. Rückumlauts im zweiten Partizip der schwachen Verben 1. Klasse im Süden, z. T. noch mit lebendigem Wechsel zwischen der umgelauteten flexionslosen Form und den nicht umgelauteten flektierten Formen (*ksteltt*, aber *kstalltə* = gestellt, gestellter), auf die Erhaltung uralter Bildungsverschiedenheiten beim schwachen Verb (*ər* *štekət də šlüssəl* = er steckt den Schlüssel (ins Schlüsselloch), dagegen *də šlüssəl štekət* = der Schlüssel steckt; *əs xüəlt* = es kühlt, gewährt Kühlung, aber *əs xualət* = es wird kühl), auf die reiche Entfaltung der Diminution nach Form und Bedeutung, auf die im Süden verbreitete Flexion des prädikativen Adjektivs (*dər šnē ist xaltə*, *t'stubən ist šubəri*, *t's wind ist alis*, *t'xriəsi sind rīfi* = der Schnee ist kalt, die Stube ist sauber, das Kind ist klein, die Kirschen sind reif), auf den den südlichsten Mundarten eigenen grösseren Umfang des Genitivgebrauchs in adnominaler und adverbaler Funktion (vergl. z. B. aus Visperterminen im Wallis: *des köiklerš hen i rāxt niössu laaxə* = über den Gaukler. Spassmacher habe ich herzlich lachen müssen⁴), auf das Fortleben des beweglichen perfektivierenden *ge*- bei Verben, besonders vor dem Infinitiv nach modalen Hilfsverben (z. B. *er mag nüd klouffə* = er

⁴) Ueber eine eigentümliche Entwicklung des partitiven Genitivs durch Verallgemeinerung der Form auf *-s* für Singular und Plural aller Geschlechter zur Bezeichnung einer ungefähren Quantität oder Qualität s. R. Brandstetter: *Der Genitiv in der Luzerner Mundart in der Gegenwart und Vergangenheit* (Zürich 1904).

bringt es nicht fertig zu laufen, die Füsse tragen ihn nicht; dagegen *ər mag nüd louffə* = er hat keine Lust zu laufen), doch auch sonst; z. B.: *i xəumə nüd* = ich vermag das Ziel nicht (rechtzeitig) zu erreichen; dagegen *i xumə nüd* = ich komme nicht usw. — Ungleich zahlreicher und bedeutender aber sind die lexikalischen Besonderheiten; sie sind es, auf denen neben den Lautverhältnissen die Eigenart des Schweizerdeutschen in erster Linie beruht. Mag auch dem nivellierenden Zug der Neuzeit, von dem wir früher gesprochen haben, schon sehr Vieles und gerade vom Wertvollsten zum Opfer gefallen sein, mag sich auch, seitdem unsre alemannischen Nachbarn im Elsass und in Schwaben die Schatzkammern ihrer Volkssprache erschlossen, gar manches, was wir für schweizerischen Sonderbesitz zu halten geneigt waren, als alemannisches Gemeingut herausstellen: es bleibt uns auch so noch ein ansehnlicher Reichtum an Eigenem, sei es altes und ältestes Sprachgut, das sich bei uns allein lebendig erhielt, sei es Wortstoff, den wir zwar mit andern Mundarten teilen, der aber auf unserm Boden in Form oder Bedeutung eine eigenartige Entwicklung erfuhr. Es gibt im deutschen Sprachbereich zweifellos kein zweites Gebiet von gleichem Umfang, das sich in dieser Hinsicht mit dem unsrigen messen dürfte, freilich auch kein zweites, auf dem die Bedingungen für die Entfaltung sprachlicher Eigenart ebenso günstig lagen. Denn Natur und Geschichte haben dafür gesorgt, dass unser Sprachleben sich nicht um einen oder wenige Mittelpunkte konzentrierte, sondern sich innerhalb einer grossen Zahl kleiner und kleinster Volkseinheiten abspielte, die, mannigfach verschieden nach Beschäftigung, Lebensweise, Einrichtungen, Bräuchen, Anschauungen und Anlagen, in ihrer sprachlichen Entwicklung mehr oder weniger eigne Wege gingen, wenn auch Zusammenhang und Verkehr mit der Aussenwelt in jedem Falle stark genug waren, um einschneidende sprachliche Spaltung zu verhindern. Dazu kommt, dass das Land infolge seiner Jahrhunderte alten politischen Selbständigkeit und Sonderentwicklung wie auch wegen seiner vorgeschobenen Lage an der Peripherie des Sprachgebietes ausgleichenden Einflüssen von der deutschen Nachbarschaft her wenig ausgesetzt war. Aus alledem erklärt sich die bunte Vielgestaltigkeit und der bodenständige Reichtum unsres Wortschatzes zur Genüge.

Es erübrigt noch, auf die innere Gliederung der Mundart einen Blick zu werfen. Die bunte Vielgestaltigkeit, von der eben die Rede war, besteht nicht nur auf lexikalischem, sondern aus den selben Gründen auch auf grammatischem, speziell lautlichem Gebiete, wofür bereits Beispiele gegeben worden sind. Auch dem Ohr des Volkes entgehen die mannigfachen Unterschiede nicht, die schon zwischen den Mundarten benachbarter Ortschaften bestehen; das beweist z. B. die Rolle, die das Sprachliche in den Ortsneckereien spielt. Wir könnten noch weiter gehen und darauf hinweisen, dass auch die Sprechweise einer und der selben Ortschaft niemals ganz einheitlich ist, dass sogar innerhalb der selben Familie (z. B. zwischen ihren ältern und jüngern Gliedern) sehr oft sprachliche Verschiedenheiten zu beobachten sind. Denken wir uns die Grenze jeder einzelnen Spracherscheinung auf der Karte durch eine Linie angedeutet, so erhalten wir ein Gewirr von unzähligen Linien, die sich in der denkbar verschiedensten Weise zu einander verhalten, bald sich decken, schneiden oder umfassen, bald nach allen Richtungen auseinanderlaufen, bald in sich zurückkehren und geschlossene Gebiete von der mannigfaltigsten Form und Grösse bilden (oft hat die gleiche Erscheinung zwei und mehr Gebiete), bald sich jenseits der Landesgrenze verlieren. Das Netz wird freilich nicht überall gleich dicht sein: wir sehen Gegenden, durch die verhältnismässig wenig Linien verlaufen, und dazwischen solche, wo sie sich häufen, unter Umständen zu förmlichen Strängen verbinden. Immerhin geht das nirgend so weit, dass der sprachliche Verkehr der Nachbarn irgendwie erschwert wäre; besteht doch selbst zwischen den entferntesten Punkten des schweizerdeutschen Gebietes keine so tiefe Kluft, dass sich nicht z. B. ein Landmann vom Bodensee oder aus Appenzell und einer aus dem Thal von Jaun oder aus dem Oberwallis in ihrer Mundart zur Not noch ver-

ständigen könnten. Dass es ganze Gegenden mit relativ einheitlicher Sprache gibt, wurde eben angedeutet; aber auch auf grösseren zusammenhängenden Gebieten herrscht oft im allgemeinen Charakter der Sprache und in Einzelerscheinungen eine mehr oder weniger weitgehende spezielle Übereinstimmung. Bekannt und aus natürlichen Gründen leicht zu erklären ist der konservative Zug, der die Mundarten des Gebirges auszeichnet im Gegensatz zu den beweglicheren Mundarten der Ebene. So haben sich dort eine grosse Zahl altertümlicher Wörter und Wortbedeutungen erhalten, die in der übrigen Schweiz, zum Teil auf deutschem Boden überhaupt (heute wenigstens) fehlen¹). Auch Lautstand und Formenbildung tragen im Ganzen ein ursprünglicheres Gepräge. Besonders hervorzuheben ist der vollere und vielfarbigere Vokalismus der Nebensilben; auf einem Teil des Gebietes sind hier Verhältnisse bewahrt, welche die nördlichen Mundarten seit vielen Jahrhunderten aufgegeben haben. Dies hängt mit der weitern Altertümlichkeit zusammen, dass die Konzentration des Nachdrucksakzents auf die Tonsilbe dort nicht so weit fortgeschritten, der Stärkeabstand zwischen Stamm- und Nebensilben geringer ist als im Norden. Eine Besonderheit des Gebirges ist ferner die kräftigere Sprechmodulation: das sog. ‚Singen‘ ist hier eine fast durchgängige Erscheinung, wenn auch nicht überall gleich stark ausgeprägt (und in neuerer Zeit merklich im Rückgang begriffen); in der Ebene erscheint es mehr nur als Eigentümlichkeit einzelner zerstreuter Orte, während sonst der Wechsel der Tonhöhe wenigstens bei affektlösem Sprechen sich in mässigen Grenzen bewegt. Weniger ergibig als ein Durchschnitt von Ost nach West ist ein solcher von Nord nach Süd, auch wenn man davon absieht, dass der Südosten aus bekannten Gründen mit dem Südwesten zusammengehört. Zu erwähnen wäre etwa, dass der Osten im allgemeinen kräftiger und straffer artikuliert als der Westen; dazu kommt ein wichtiger morphologischer Unterschied (s. u.). Wesentlich einheitlichere Züge gewinnt das Sprachbild des Westens erst, wenn wir den Nordwesten davon abtrennen und die Ostgrenze etwa vom südwestlichen Aargau zur Furka ziehen. Auf den besonders engen Zusammenhang zwischen dem Berner Oberland und Wallis wurde früher schon hingewiesen.

Eine wissenschaftliche Ansprüche genügende Einteilung des Schweizerdeutschen steht noch aus und lässt sich auch bei dem dormaligen Stande der Forschung noch nicht geben. Die populäre Einteilung nach Kantonen leidet an dem grundsätzlichen Mangel, dass sie sprachliche und politische Grenzen gleichsetzt. Von der ungünstigsten Seite zeigt sich dieses Verfahren, wo es sich um so junge Gebilde handelt wie etwa beim Aargau oder bei St. Gallen, die sprachlich in ganz heterogenen Bestandteile zerfallen. Aber auch in Kantonen, deren Grenzen in die ältere Zeit zurückgehen, hat die Mundart nichts weniger als einheitlichen Charakter. Welche Unterschiede bestehen nicht z. B. zwischen der Luzerner Mundart im Entlebuch und im Gäu, der solothurnischen südlich und nördlich vom Jura, der thurgauischen im untern und obern Kantonsteil, von grössern und vielgestaltigern Kantonen wie Bern oder Graubünden ganz zu schweigen. Im Kanton Zürich geht der Norden und äusserste Osten sprachlich mit dem angrenzenden Schaffhauserischen und Thurgauischen zusammen und steht in ausgeprägtem Gegensatz zum Hauptgebiet des Kantons, das sich selber wieder in mehrere deutlich unterschiedene Teilgebiete gliedert. Selbst durch den kleinsten Kanton Zug laufen starke sprachliche Grenzen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine auf rein sprachlicher Grundlage fussende Gruppierung unsrer Mundarten ein von der politischen Gliederung völlig abweichendes Bild ergeben wird. Von gelehrten Einteilungen sei zuerst die beliebte Zweiteilung des Gesamtgebietes in ein östliches ‚rein alemannisches‘ und ein westliches ‚burgundisch-alemannisches‘ Gebiet erwähnt. Ich habe mich schon bei früherer Gelegenheit gegen die Annahme ausgesprochen,

¹) Für manche lässt sich direkt nachweisen, dass sie früher weiter über unser Gebiet verbreitet waren. In keinem Fall sind wir darauf angewiesen, burgundischen Ursprung zu Hilfe zu nehmen. Das Wortverzeichnis von L. Tobler (*Festschrift der Universität Zürich zur Zürcher Philologenversammlung 1887*, S. 106 ff.) bedarf der Revision.

dass in der deutschen Bevölkerung des Westens Reste nicht romanisierter Burgunden aufgegangen seien; aber selbst wenn es damit seine Richtigkeit hätte, so müsste es dennoch als ein aussichtsloses Bemühen bezeichnet werden, in der heutigen Mundart jener Gegenden noch burgundische Einflüsse nachweisen zu wollen. In Wirklichkeit liegt dazu auch gar kein zwingender Anlass vor: unter den wenigen Erscheinungen, bei denen man etwa an solchen Einfluss denken könnte, ist keine, die sich nicht auch als Ergebnis rein alemannischer Sonderentwicklung verstehen lässt. Uebrigens herrscht mit Bezug auf den Umfang des ‚burgundisch-alemannischen‘ Gebietes keine volle Einigkeit: die einen rechnen dazu ausser dem Wallis mit seinen Ablegern im Süden und Osten, Bern, Freiburg und dem südwestlichen Aargau auch Solothurn, die andern auch noch Luzern. Soll aber die Einteilung — abgesehen vom Namen — sprachlich einen Sinn haben, so könnte von Solothurn höchstens der südliche Teil und von Luzern der an Bern angrenzende Weststreifen in Betracht kommen; auch wäre das Gebiet längs der Sprachgrenze südlich bis gegen den Neuenburgersee auszunehmen, das gewöhnlich mit dem Nordwesten geht. Eine Einteilung des ganzen Gebietes in sechs Hauptgruppen hat Ludwig Tobler vorgeschlagen (*Kleine Schriften*, S. 241 f.), und zwar: 1. in eine nordwestliche Gruppe, umfassend das Gebiet von Basel und der deutsch-bernschen Jurathaler nebst Biel, den nördlich vom Jura liegenden Teil von Solothurn und das aargauische Frickthal; 2. eine nordöstliche mit den Kantonen Zürich, Schaffhausen, Thurgau, dem grössten Teil von St. Gallen und dem Kanton Appenzell; 3. eine mittlere, zu der der grösste Teil der Kantone Aargau und Solothurn, das bernische Mittel- und Seeland nebst Freiburg-Murten, nach Osten das Luzerner Gäu, Zug, Schwyz und Glarus gehört; 4. eine südwestliche Gruppe, die das deutsche Freiburg (ohne den Bezirk Murten), das Berner Oberland und Wallis mit seinen Kolonien umfasst; 5. eine südöstliche mit dem st. gallischen Oberland und Graubünden; 6. das Entlebuch, Unterwalden und Uri, die eine Mittelstellung zwischen der 3. und 4. Gruppe einnehmen. Tobler selbst nennt diese Gruppierung eine vorläufige und bezeichnet als leitende Gesichtspunkte neben sprachlichen Eigenschaften auch die geographische Beschaffenheit des Landes und Tatsachen der politischen Geschichte. In der Tat liesse sich vom rein sprachlichen Standpunkt das eine und andre einwenden, so z. B., dass die 3. Gruppe in ihrer langen Ausdehnung doch allzu Verschiedenartiges einschliesst; auch erscheint es bedenklich, Zürich ohne weiteres mit Schaffhausen, Thurgau etc. zusammenzuspannen, da der grösste Teil des Kantons in sehr wesentlichen Dingen von denselben abweicht usw.

Auf ein wichtiges morphologisches Einzelmerkmal, nach dem sich das Gesamtgebiet in eine östliche und westliche Gruppe scheiden liesse, hat J. Bosshart (*Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums*, Frauenfeld 1888) aufmerksam gemacht; vergl. dazu P. Schild in *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, 1889, S. 87 f. (mit genaueren Grenzangaben). Es betrifft den Pluralausgang im Praesens Indikativ bei mehrsilbiger Form, der in den östlichen Mundarten in allen drei Personen völlig gleich, in den westlichen entweder in allen dreien oder doch in zweien noch verschieden lautet. Dort haben wir *mār, ir, si bindēn(d)* bzw. *-ād (-āt), -id (-it)*, hier dagegen I. *-e (-u, -o)*; II. *-ed -et*; III. *-end -und -ind* im Wallis (das in diesem Punkt ursprünglichere Verhältnisse erhalten hat als unsre Denkmäler des 10./11. Jahrhunderts), I. III. *-e, II. -at* auf dem übrigen Gebiet. Die Grenze zwischen den beiden Hauptgruppen verläuft von Laufenburg am Rhein östlich zur Aare, dann südlich durch den Kanton Aargau und durch den Westen des Kantons Luzern ungefähr längs der Ostgrenze der Bezirke Willisau und Entlebuch, zum Brienzler Rothorn, von hier östlich zum Titlis und südlich zum Gotthard; das Walsertalgebiet in Bünden stellt sich zur westlichen Gruppe. Analog liegen die Verhältnisse bei einsilbigen Formen (*mār tuend* oder *tünd* bzw. *mār tuō* oder *tūō* = wir tun), nur dass ein kleineres, der beschriebenen Grenze im Westen anliegendes Gebiet der Kantone Aargau, Solothurn und Luzern in diesem Fall wie der Osten in allen drei Personen den Ausgang *-nd* hat.

Eine Sonderstellung nimmt auch hier Baselstadt ein, wo die mehrsilbigen Plurale in allen Personen auf *-e*, die einsilbigen auf *-nd* oder *-n* ausgehen. — P. Schild bespricht a. a. O. noch zwei weitere Erscheinungen, deren geographische Verteilung für die Gruppierung unsrer Mundart von Wichtigkeit ist. Auf Grund der einen zerfällt das westliche Gebiet, das sich im Vorigen ergeben hat, wieder in einen nördlichen und südlichen Teil. Es handelt sich um die Vertretung der urdeutschen Lautgruppe *ŋk*, die im Norden als *ŋk ŋkæ* erscheint, im Süden als *x (z)*, wobei der Nasal mit dem vorangehenden Vokal zu einem (im Wallis und Berner Oberland teilweise noch nasalisiert gesprochenen) langen Vokal oder Diphthongen von verschiedener Färbung verschmolzen ist; so haben wir auf der einen Seite *baŋk, baŋkæ* auf der andern *bāx, bāx, baix (baix), boix (boix), boux* bzw. *bāx* usw. = Bank; auf der einen Seite *triŋkæ, triŋkæ (dr-)*, auf der andern *trixæ (trixæ), treixæ* bzw. *trixæ* usw. = trinken. Die Erscheinung erstreckt sich über das Wallis und seine Kolonien im Süden und Osten, sowie den südlichen Teil von Bern und Freiburg bis zu einer Linie, die nach Schilds Feststellung an der deutsch-französischen Sprachgrenze zwischen Düringen und Murten beginnt, nordöstlich von Uebersdorf auf die Sense stösst, zwischen Köniz und Scheerli in östlicher Richtung gegen die Aare und über Worb, zwischen Burgdorf und Oberburg hindurch in nordöstlicher Richtung an Huttwil vorbei zur Luzerner Grenze verläuft. Ebenfalls eine Scheidung in Nord und Süd, die aber das Gesamtgebiet umfasst, ergibt der zweite von Schild besprochene Fall. Er betrifft die verschiedene Behandlung der alten Längen *ī, ū, ū*: der ganze Süden hat die einfachen Laute in allen Stellungen bewahrt, der Norden nur vor Konsonanten, vor Vokalen (im Hiatus) dagegen sind Diphthonge dafür eingetreten. Allgemein heisst es *stīge, süffe (süffe), häser (häser* etc.) = steigen, saufen, Häuser; aber nur im Süden auch *šri(j)a, bū(w)a (buwwa* etc.), *nū(w)a (nūwwa, nūwwa* etc.) = schreien, bauen, neuer; der Norden hat dafür *šreia, boua, nūwa* oder ähnlich (die Diphthonge lauten verschieden von den Vertretern der alten Diphthonge *ei, ou, ū* in ‚breit, Auge, Aenglein‘; nur im Nordosten sind sie teilweise damit zusammengefallen). Die Grenze zwischen dem diphthongierenden und dem nicht diphthongierenden Gebiet setzt im Westen ein südlich von Murten, zieht sich östlich zum Thunersee, geht längs dem Nordrand desselben und des Brienzlersees zum Brienzler Rothorn, dann der Grenze zwischen dem Entlebuch und Unterwalden nach, an Luzern vorbei, zwischen Baar und Zug hindurch zum obern Zürichsee, von hier zum Speer, umschliesst, in schmaler Schleife nach Norden ausbiegend, das Appenzeller Hinterland, kehrt zum Walensee zurück, folgt südlich davon der Grenze zwischen Glarus und dem St. Galler Oberland und schliesst in Graubünden das Rheinthal bis Thusis an das diphthongierende Gebiet an. In das südliche Gebiet eingesprengt sind zwei Thal-schaften mit durchgeführter Diphthongierung in allen Stellungen: einerseits das äussere Schanfigg in Bünden, andererseits das Thal von Engelberg, wo man, von Engelberg aus dem Vierwaldstättersee zu gehend, alle Abstufungen vom voll ausgebildeten Diphthongen bis zur einfachen doppeltonigen Länge hören kann. — Unverkennbare Verwandtschaft mit der beschriebenen Diphthongierungsgrenze zeigt die Grenze zwischen dem südlichen Gebiet, das altes *ā* als *ā*, zum Teil mit leichter *o*-Färbung erhalten hat, und dem nördlichen, auf dem es zu *ō* *ō* geworden ist (*šträss: štröss, štröss*): sie setzt — ich gebe nur den ungefähren Verlauf — südlich vom Bielersee zwischen Müntschemier und Treiten ein, geht durch das nördliche Bern hindurch (der Ober-Aargau hat *ō* und *ō*), dann der Grenze zwischen dem Luzerner Gäu und Entlebuch nach, durchzieht die Kantone Zug und Schwyz und fällt vom Walensee an ganz mit der Diphthongierungsgrenze zusammen. Das nördliche Gebiet hat *ō* im Westen, aber auch in einzelnen Gegenden im Osten, wo sonst *ō* herrscht; (sicher sekundäres) *ā* oder ein dem *ā* nahestehender Laut findet sich auf zwei isolierten Gebieten an der untern Aare, dann um den Zürichsee und nordwestlich davon. Andererseits ist dem *ā*-Gebiet ein geschlossener Bezirk mit *ō* eingelagert, der das oberste Rhonenthal, einen Teil des Pommat, Bosco und Ursern umfasst. Ich schliesse hieran noch eine weitere Erscheinung,

deren Grenzen zu der Diphthongierungsgrenze in deutlicher Beziehung stehen. Der urdeutsche Diphthong *iū* ist vor labialen und gutturalen Konsonanten, soweit nicht ursprünglich ein *u* oder *i* in der folgenden Silbe stand (z. B. in dem Worte ‚tief‘), auf unserm Gebiet in dreifacher Weise vertreten: 1. durch *iō* im Nordwesten, wo der Laut behandelt ist wie vor Dental (*täuff*); 2. durch *iu* im Nordosten und Osten, wo er mit *iū* vor *i* und *u* zusammengefallen ist (*täuff*), und 3. durch einen Diphthongen *äu ū* oder *äi ei* usw., der mit altem *ou ei* zusammengefallen ist, im Süden (*täuff, täiff* etc.). Bemerkenswert ist nun die Grenze von 3 gegen 2 und 1: sie ist in der östlichen Hälfte so ziemlich eins mit der Diphthongierungsgrenze (nur dass sie den Abstecher nach dem Appenzellerland nicht mitmacht), im Westen reicht sie dann allerdings weiter nach Norden, indem sie ganz Luzern, den südlichen Aargau und Solothurn südlich vom Jura mit umfasst. 1 und 2 treffen sich auf aargauischem Boden.

In der Vertretung des *iū* geht der Nordwesten mit den anstossenden nördlichen Mundarten zusammen. Das trifft auch zu für eine Anzahl weiterer Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit für den Nordwesten charakteristisch sind, nämlich 1. die Schwächung anlautender Verschlussfortis (*dag* für *tag*), die sich über beide Basel, das Frickthal, Solothurn und südlich über Biel hinaus bis Fräschels (im nördlichen Freiburg) erstreckt; 2. die Vertretung von *nk* und *kk* durch *ŋk* und *kk*, die in Baselstadt, dem Birseck, Berner Jura und im angrenzenden Solothurner Gebiet, südlich bis Ligerz am Bielersee gilt¹⁾; 3. die Dehnung aller kurzen Vokale in offener Silbe, die in beiden Basel, im angrenzenden Frickthal, in Solothurn und südlich bis Fräschels sich findet; 4. die sog. Entrundung von *ō ū* (*äu*) zu *e i ei (ai)*: von Basel der Westgrenze entlang (früher auch in der Stadt Solothurn) bis Biel und noch in Biberen und Klein-Bösingen. Endlich 5. die Vertretung von *nd* durch *ŋ(ŋ)* in *aiŋ, siŋŋ* usw. (= Kind, finden), deren Gebiet vom südlichen Elsass aus längs der Westgrenze in einer Zone von wechselnder Breite südwärts bis Salvenach reicht. Ähnliches spezielle Uebereinstimmungen unsrer Grenzmundarten mit den Mundarten jenseits der Landesgrenze finden wir im Nordosten und Osten. Dahin gehören z. B. die früher besprochene Vertretung von anlautendem *k* durch *kx* im untern St. Galler Rheinthal und östlichen Appenzell; die Erhaltung nasalierter Vokale im St. Galler Rheinthal, in Appenzell, im Fürstenland, obern Thurgau und in Teilen von Schaffhausen (*mā* = Mann); die Vertretung von altem *ei* durch *ōā ō* bzw. *ā* im St. Galler Rheinthal, östlichen Appenzell, Fürstenland, Thurgau (abgesehen von einem südwestlichen Grenzstreifen, der *ai* hat), im Hauptgebiet von Schaffhausen und im Nordosten des Kantons Zürich (*tōal, tōl, täl* = Teil); die zahlreichen Diphthongierungen bzw. Vokalbrechungen im St. Galler Rheinthal und teilweise in Schaffhausen (z. B. aber auch *reæt* = recht). Manche von diesen Grenzerscheinungen treten in andern Teilen unsres Gebietes auf. So die Vertretung von *k* nach *n* und in der Verdoppelung durch reine Fortis im Osten, die Entrundung von *ō ū* im östlichen Berner Oberland, im Wallis und seinen südlichen Kolonien, in Unterwalden, Uri, in Bünden am Vorder- und Hinterrhein (Obersaxen, Felsberg, Thusis); allgemeine Vokaldehnung in offener Silbe kennt auch das Rheinthal südlich vom Hirschsprung bis hinauf nach Tamins und Thusis, Nasalvokale das Simmenthal und Wallis. So liesse sich leicht noch eine Menge weiterer Belege hinzufügen für die Fülle von Erscheinungen, die sich auf unserm Sprachboden in wechselnder Verteilung drängen. Dessenungeachtet ist das zu Gebote stehende Material noch in jeder Hinsicht zu lückenhaft, um eine den heutigen Ansprüchen genügende Gliederung unsrer Mundarten durchzuführen. Die Sammlung des Wortschatzes, wie sie das im Erscheinen begriffene schweizerdeutsche Idiotikon bietet, durch eine ebenso umfassende, systematische Aufnahme der grammatischen, vorab der Lautverhältnisse zu ergänzen, wird die schweizerdeutsche Dialektforschung als nächstes Ziel ins Auge zu fassen haben. Erst dann wird es ihr

¹⁾ Nur in der Bewahrung der Fortis weicht das schweizerdeutsche Gebiet vom nördlichen ab.

möglich sein, alle die Aufgaben an die Hand zu nehmen, zu deren Lösung sie im Verein und Zusammenwirken mit der Geschichte und Volkskunde berufen ist.

Literatur zum 1. und 2. Abschnitt: *Die Ergebnisse der eidg. Volkszählungen*; bearbeitet vom eidg. statistischen Bureau. — J. Zimmerli: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz*. 3 Teile. Basel und Genf 1891, 1895, 1899 (auch mit lautlichen Erhebungen über die deutschen Mundarten an der Grenze). Dazu *Deutsche Erde III* (1904), S. 150 ff. — Heinrich Morf: *Deutsche und Romanen in der Schweiz*. Zürich 1900. — Albert Büchi: *Die historische Sprachgrenze im Kanton Freiburg (Freiburger Geschichtsblätter, 1896)*. — Albert Büchi: *Die deutsche Sprache in der Westschweiz (Schweizerische Rundschau, 1902)*. — H. Bresslau: *Zur Geschichte der deutschen Gemeinden im Gebiet des Monte Rosa und im Ossolathal. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, XVI (1881), S. 173 ff.)*. — Julius Studer: *Walliser und Walser*. Zürich 1886. — Meyer von Knonau im *Anzeiger für Schweiz. Geschichte* 1892, S. 370. 1893, 445 (über die Walsersiedlungen im Berner Oberland). — A. Sartorius von Waltershausen: *Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz (in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde)*. Stuttgart 1900. — J. Hunziker: *Der Kampf um das Deutschtum*. 10. Heft: *Schweiz*. München 1898. — Ludwig Tobler: *Ethnographische Gesichtspunkte der schweiz. Dialektforschung (in seinen Kleinen Schriften zur Volks- und Sprachkunde, herausgegeben von J. Bächtold und A. Bachmann, Frauenfeld 1897, S. 199/222)*. —

Zum 3. Abschnitt: Adolf Socin: *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*. Heilbronn 1888. — Ludwig Tobler: *Ueber die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart (in seinen Kleinen Schriften, S. 222/240)*. — Friedrich Kluge: *Von Luther bis Lessing; sprachgeschichtliche Aufsätze*. 2. Aufl. Strassburg 1888. (Darin *Schriftsprache und Mundart in der Schweiz*. S. 60/74; *Ober- und mitteldeutscher Wortschatz*. S. 75/91). — Hans Byland: *Der Wortschatz des Zürcher alten Testaments von 1525 und 1531 verglichen mit dem Wortschatz Luthers*. Berlin 1903. — Albert Gessler: *Beiträge zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel*. Basel 1888. — Renward Brandstetter: *Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart*. Einsiedeln 1890. — Renw. Brandstetter: *Die Reception der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600-1830*. Einsiedeln 1891. — Renw. Brandstetter: *Die Luzerner Kanzleisprache 1250-1600* (ein gedrängter Abriss mit spezieller Hervorhebung des methodologischen Momentes). — Felix Balsiger: *Boners Sprache und die bernische Mundart (in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, V, 1904)*. — Hans Käslin: *Albrecht von Hallers Sprache in ihrer Entwicklung dargestellt*. Brugg 1892. — Otto von Greyerz: *Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz*. Zürich 1892. — Ernst Tappolet: *Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz*. Zürich 1901.

Zum 4. Abschnitt: a) Grammatik der Mundart. F. J. Stalder: *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie*. (Mit der Gleichnisrede von dem verlorenen Sohn in allen Schweizermundarten). Aarau 1843. — J. Winteler: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt*. Leipzig und Heidelberg 1876 (epochemachende Arbeit). — Heinrich Stickelberger: *Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen*. I. Teil: (Einleitung und Vokalismus). Aarau 1880/81. Der II. Teil (Konsonantismus) in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, herausgegeben von H. Paul und W. Braune, Band XIV (1889), S. 381/454. — Renward Brandstetter: *Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster*. Einsiedeln 1883. — Albert Bachmann: *Beiträge zur Geschichte der schweiz. Gutturallaute*. Zürich 1886. — Jakob Bossart: *Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums*. Frauenfeld 1888. — Andreas Heusler: *Der alemannische Konsonantismus der Mundart von Baselstadt*. Strassburg 1888. — Gustav Binz: *Zur Syntax der baselstädtischen Mundart*. Stuttgart 1888. — Eduard Hoff-

mann: *Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt in seinen Grundzügen dargestellt*. Basel 1890. — Hermann Blattner: *Ueber die Mundarten des Kantons Aargau: Vokalismus der Schinzacher Mundart*. Brugg 1890. — Peter Schild: *Brienzer Mundart*. I. Teil (die allgemeinen Lautgesetze und Vokalismus). Basel 1891. II. Teil (Konsonantismus) in den Beiträgen zur *Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Band XVIII (1894), S. 301 bis 393. — Hans Wissler: *Das Suffix -i in der Berner resp. Schweizer Mundart*. Frauenfeld 1891. — Paul Suter: *Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten*. Zürich 1901. — Esther Odermatt: *Die Deminution in der Nidwaldner Mundart*. Zürich 1904. — Hedwig Haldimann: *Der Vokalismus der Mundart von Goldbach*. (Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. IV (1903), S. 296/351; V, S. 225/244). — Renward Brandstetter: *Der Genitiv in der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit*. Zürich 1904. Für die deutschen Mundarten im Piemont sind noch speziell anzuführen: Albert Schott: *Die deutschen Colonien in Piemont; ihr Land, ihre Mundart und Herkunft*. Stuttgart 1842. — Giov. Giordani: *La colonia tedesca di Alagna-Valsesia e il suo dialetto*. Torino 1891. Dazu *Anzeiger für deutsches Altertum*. XXI, 26 ff.

b) Wortschatz. Ludwig Tobler: *Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz*. (Festschrift der Universität Zürich zur Zürcher Philologenversammlung 1887, S. 91 bis 109). — Renward Brandstetter: *Drei Abhandlungen über das Lehnwort*. Darin: *Das Lehnwort in der Luzerner Mundart*. Programm. Luzern 1900. — Wörterbücher. F. J. Stalder: *Versuch eines schweizerischen Idiotikon*. 2 Bände. Aarau 1812. Eine vermehrte Neubearbeitung liegt handschriftlich auf der Luzerner Bürgerbibliothek. — Titus Tobler: *Appenzellischer Sprachschatz*. Zürich 1837. — Schmidts *Idioticon Bernense* (Frommanns *Deutsche Mundarten*. II/IV). — Valentin Bühler: *Davos in seinem Walserdialekt*. Mit historischen, grammatischen und kulturgeschichtlichen Beigaben, auch einer Chrestomathie der Bündnerdialekte. 6 Hefte (wovon eines dem Dialekt von Obersaxen gewidmet ist). Heidelberg 1870-1886. — J. Hunziker: *Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leererer Mundart*. Aarau 1887. (Mit einleitender Lautlehre). — Adolf Seiler: *Die Basler Mundart*. Basel 1879. Mit einem Anhang über Laute und Formen. — Martin Tschumpert: *Versuch eines bündnerischen Idiotikon*. Chur 1880 ff. (unvollendet, bis jetzt 5 Hefte). — *Schweizerische Idiotikon; Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*. Gesammelt auf Veranstaltung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolks. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler, fortgesetzt von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer, H. Blattner, J. Vetsch u. A. Frauenfeld 1881 ff. (jetzt im 6. Band). [Prof. Dr. Albert Bachmann].

III. FRANZÖSISCH. 1. Statistische Angaben; heutige und ehemalige deutsch-französische Sprachgrenze. Nach der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1900 lebten in der ganzen Schweiz 730 917 Personen mit französischer Muttersprache, von denen rund 700 000 oder nicht ganz ein Viertel (2/9) der Gesamtbevölkerung der Schweiz (3 315 443 Köpfe) auf die sog. französische oder welsche Schweiz entfallen. Ganz französisch sind die drei Kantone Waadt, Genf und Neuenburg, während in den Kantonen Freiburg und Wallis die romanische Bevölkerung mindestens doppelt so stark vertreten ist als die deutschsprechende. Für den Berner Jura, wo das Französische die Amtssprache bildet, verzeichnen die Volkszählungslisten eine französischsprachige schweizerische Bevölkerung von 83 290 Seelen, die zusammen mit den im übrigen Kantonsteil zerstreut niedergelassenen Angehörigen französischer Zunge etwa 1/6 der gesamten Volkszahl des Kantons Bern ausmachen. Alle diese Zahlen sind jedoch nur relativ genau, da — namentlich längs der Sprachgrenze — eine dopsprachige Bevölkerung vorhanden ist, die von der Statistik notwendigerweise etwas willkürlich zugeteilt werden muss. In den für die französische Schweiz bestimmten Zählkarten hat man die früher angewendete, zu wenig scharf gefasste Frage nach der «Muttersprache (langue maternelle)» im Jahr 1900 durch die-

jenige nach der «Sprache (langue)» ersetzt, welche letztere in den Weisungen an die französischsprachigen Haushaltungsvorstände wie folgt definiert wurde: «Unter Sprache, wie sie durch die Volkszählung ermittelt werden soll, versteht man diejenige, die man in der Kindheit gelernt hat, in welcher man denkt, die man mit Vorliebe spricht.» Trotz dieser Vorsichtsmassregel muss aber doch in manchen Fällen Zweifel geherrscht haben, besonders wenn es sich um auf welschem Boden geborene Kinder von deutschsprechenden Eltern handelte.

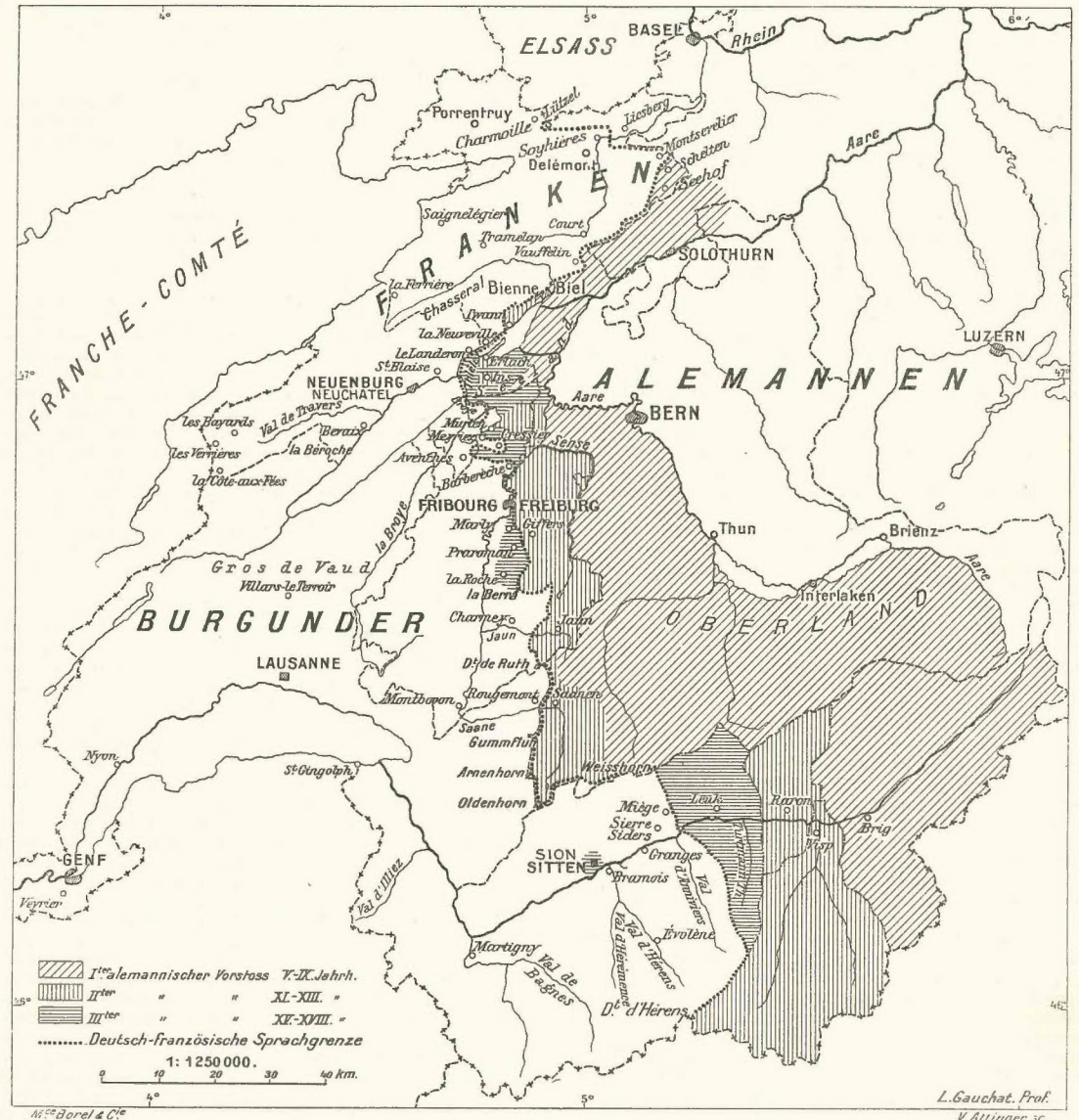
Die französische Schriftsprache ist bei uns ein von aussen her eingeführtes Idiom, während die im Lande selbst entstandene Sprache durch die verschiedenen Mundarten vertreten ist. Die importierte wie die einheimische Sprache leiten sich beide von der Sprache des alten Rom her und tragen daher auch beide mit dem nämlichen Rechte den Namen einer «romanischen» Sprache, französisch: roman(d). Dieser Ausdruck stammt aus dem lateinischen *romance* [loqui] und erscheint in den geschichtlichen Urkunden unter den Formen *romancium*, *romant* etc., welche sowohl die aus Frankreich entlehnte Sprache der Urkunden, als besonders auch die Idiome des eigenen Landes selbst bezeichnen. So finden wir z. B. den Ausdruck *romancium* als direkten Gegensatz zu *gallicum* in einer Genfer Urkunde vom Jahr 1460 (vergl. *Romania*. 30, S. 403). 1424 wird es den Freiburger Notaren freigestellt, ihre amtlichen Schriftstücke sowohl *en teif ou en romant*, d. h. in deutscher oder französischer Sprache abzufassen. Noch heute trifft man hier und da den Ausdruck *roman* als Bezeichnung der modernen Mundart, besonders des Waadtlandes. Die weibliche Form *romande* ist nach dem Muster von *allemand-e* gebildet, das selber analogischer Formation ist.

Unter der steten Voraussetzung, dass sowohl die französische Schriftsprache als die welschen Mundarten einerseits, als auch das Hochdeutsche samt seinen Dialekten andererseits als ein einheitliches Ganzes aufgefasst werden, verläuft die heutige Sprachgrenze zwischen beiden Idiomen wie folgt: Von Charmoille im nördlichen Berner Jura wendet sie sich gegen Montsevelier, wo sie scharf gegen Südwesten umbiegt, dann folgt sie, nordwestlich von Biel-Twann-Ligerz vorbeiziehend, dem Jurakamm und erreicht das französischsprachige Neuenburg (Neuenstadt); hierauf zieht sie der Zihl (Thielle), dem Neuenburgersee und der Broye entlang, durchquert den Murtensee und biegt nördlich von Meyriez (Merlach) wieder in südöstlicher Richtung ab. Nun bildet sie um Cressier eine eigentümliche Schlinge, überlässt Courlevon dem deutschen Sprachgebiet und führt durch Courtaman nach Barberêche (Bärfischen), um von hier bis Freiburg, das sie durchschneidet, der Saane zu folgen. Jetzt zieht sie östlich von Marly-Praroman-La Roche vorbei, erklimmt die Berra, folgt den das Thal von Charmey begrenzenden Kämmen und setzt sich in nahezu gerader Linie bis zum Oldenhorn fort. Hier angekommen, biegt sie knieförmig aus, um die das Wallis vom Kanton Bern trennenden Hochgipfel zu erreichen, wo sie bloss am Sanetschpass etwas auf die Nordflanke der Kette hinübergreift. Vom Weissshorn steigt sie ins Wallis hinunter, durchschneidet das Rhonethal östlich von Miège-Sierre (Siders)-Chippis, steigt dann wieder an und folgt der das Fischeithal (Val d'Anniviers) vom Turtmanthal (Val de Tourtemagne) trennenden Kette, um endlich an der Dent d'Hérens ihr Ziel zu erreichen (vergl. die beigegebene Karte der Sprachgrenze). Eine wirkliche Naturgrenze bildet sie bloss in ihrem nördlichen Abschnitt, wo sich die Wogen der alten Alemanneneinfälle an der Jurakette gebrochen haben; weiter südlich verläuft sie ohne Rücksicht auf politische oder konfessionelle Grenzscheiden durch stark gewelltes Hügel- und Bergland, um dann von Rougemont-Saanen an das Waadtland vom Kanton Bern zu trennen und nachher zwischen Bern und dem Wallis sich zu einer auch konfessionellen Scheide zu gestalten, worauf sie im Rhonethal wiederum eine bloss linguistische Grenzlinie ohne politisch-religiöse Bedeutung darstellt.

Man sieht auf den ersten Blick, dass diese unregelmässige und launenhaft verlaufende Sprachgrenze in der Vergangenheit sich verschoben haben muss. Trotzdem

ist aber festzustellen, dass sie nun schon seit sieben Jahrhunderten nahezu die nämliche geblieben ist. Eine wichtige Urkunde aus dem Jahr 1273 (alten Stiles; = 1274. Vergl. die *Fontes rerum Bernensium* III. S. 78, und die *Mémoires et Documents de la Soc. d'hist. de la Suisse rom.* XXX, S. 217; das Original ist verloren) erlaubt uns, den Verlauf der Sprachgrenze für das Ende des 13. Jahrhunderts zu rekonstruieren. Ich habe versucht, weiter

im Berner Jura niederliessen, die Burgunder, welche die ganze Westschweiz bis zur Aare besetzten, und endlich die Alemannen, welche die Mittel- und Ostschweiz überfluteten. Die hauptsächlichsten linguistischen Schwankungen und Veränderungen führen sich auf den sehr wenig sesshaften und stark kriegerisch gesinnten Volksstamm der Alemannen zurück, dem die Burgunder nicht immer staud zu halten vermochten und einen Teil des



Historische Entwicklung und heutiger Verlauf der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz.

zurückzugehen und auf meiner Karte noch ältere Grenzen zu ziehen, so weit der gegenwärtige Stand der geschichtlichen Forschung ihre Herstellung ermöglicht. Die Resultate dieser Nachforschungen lassen sich mit Hilfe von archäologischen Nachgrabungen, durch das Studium der Ortsnamen, von Sitte und Brauch, sowie endlich durch eine genaue Untersuchung der Mundarten kontrollieren und ergänzen.

Drei germanische Stämme haben sich um die Herrschaft auf unserm Boden gestritten: die Franken, die sich

Landes abtreten mussten. Es lassen sich drei starke alemannische Vorstöße gegen Westen unterscheiden, die alle drei mit grossen politischen Umwälzungen zusammenhängen. Der erste reicht ins Jahr 532 zurück, zu welcher Zeit das erste burgundische Königreich vernichtet ward. Nachdem das Gebiet der Schweiz unter die Herrschaft der Merowinger geraten war, germanisierten die Alemannen die Gebiete um Solothurn, zwischen der Aare und dem Jura, Biel, das rechte Ufer des Bielersees und der Sense, das Berner Oberland (ausgenommen viel-

leicht das Saanenthal, dessen Mundart eine romanische Grundlage zu haben scheint), sowie endlich den obersten Abschnitt des Wallis bis zum Zehnten Brig hinunter. Diese erste Periode der Germanisierung muss im Jahr 888 mit der Gründung des zweiten burgundischen Königreiches ihren Abschluss gefunden haben.

Eine zweite Periode alemannischer Expansion begann nach dem Jahr 1032, als die welsche Schweiz zusammen mit dem ganzen transjuranischen Burgund an das deutsche Kaiserreich übergegangen war. Während des folgenden Zeitraumes fielen die Zehnten Raron und Visp im Wallis, das Saanenthal (?), das linke Ufer der Sense, die Gemeinden Ins und Erlach im Seeland, ein dreieckiger Landstrich zwischen Murten, Gümnenen und der Saane, sowie endlich auch Twann an das deutsche Sprachgebiet. Um das eben eroberte Uechtland vor Angriffen zu sichern, gründeten und befestigten die Herzoge von Zähringen zu dieser Zeit die Stadt Freiburg. Zugleich entsandten sie auch schon einige deutsche Vorposten in den freiburgischen Seebezirk.

Das Ende des 13. Jahrhunderts bezeichnet mit der Errichtung der savoyischen Oberherrschaft über die französische Schweiz eine Rückkehr des romanischen Uebergewichtes. Doch gelang es den Welschen nicht, das gesamte verlorene Gebiet zurückzugewinnen, indem sie sich damit begnügten mussten, die feste Einbürgerung des Deutschen im Gebiet zwischen Marly und La Roche zu verhindern. Dafür begann aber zu dieser Zeit die Verwelschung der Stadt Freiburg, die doch gerade als Bollwerk zum Schutze der deutschen Interessen gegründet worden war.

Verstärkt wurde der deutsche Einfluss hierauf durch die Burgunderkriege, den Eintritt Freiburgs in den Bund, die Eroberung des Waadtlandes durch Bern und des Unterwallis durch die Oberwalliser, sowie die teilweise Zerstückelung des einstigen Fürstbistums Basel. Damals überflutete das Deutsche den Rest des Seelandes, den grössten Teil des freiburgischen Seebezirkes, den Zehnten Leuk, sowie auch Sitten und Brämis (Bramois). In der Hauptstadt des Wallis wird dem Romanischen ein erbitterter Kampf geliefert. Das Deutsche beginnt in Marly, Praroman und La Roche die Oberhand zu gewinnen. Murten tritt zur Reformation über und wird ein einflussreiches Germanisationszentrum. Aus dieser Zeit datiert die endgiltige Festlegung der deutsch-französischen Sprachgrenze, die sich seither nur noch unwesentlich verschoben hat.

Immerhin machte sich während der Zeiten der französischen Revolution, der helvetischen Republik und des Eintrittes mehrerer französischer Kantone in den Bund wieder ein schwaches Vordringen des welschen Elementes bemerklich. Seit dieser Zeit romanisieren sich Freiburg, wie auch Sitten, Brämis, Sidens und Biel mehr und mehr. In den Hochthälern des Jura weicht die Landwirtschaft einer industriellen Tätigkeit, was unabsehbare sprachliche Folgen nach sich ziehen sollte.

Tausende von deutschsprechenden Zuwanderern nahmen sich des verschmähten Acker- und Wiesenbodens im Hochjura an. So sind wir Zeugen einer neuen, durchaus friedlichen germanischen Ueberflutung von welschem Boden geworden, die sich als langsame und harmlose Infiltration vollzieht. Diese neuen Einwanderer passen sich bald ihrer welschen Umgebung an und gehen in ihr auf. Als Pächter, Landarbeiter, Dienstboten und Kleinhandwerker nehmen sie einen untergeordneten Rang ein, und viele von ihnen leben auf isolierten Pachthöfen. Sie vermögen in den Gebieten, die seit einiger Zeit auf ihre welschen Dialekte verzichtet haben, mit ihrer alemannischen Mundart gegen die feinere und glorreichere Sprache Frankreichs nicht anzukämpfen. Das Uebrige besorgen die Eheschliessungen mit aus dem Land stammenden welschen Frauen und die französische Schule.

Seit 1888 hat die deutsche Zuwanderung nachgelassen und die Romanisierung grosse Fortschritte gemacht. Die nachfolgenden Zahlen beweisen, dass die Bevölkerung wieder mehr und mehr eine homogene wird. Ich stelle die Verhältniszahlen der Deutschen und Romanen für die beiden letzten Volkszählungen zusammen:

Zählung von 1888.

	Deutsche	Romanen	Numerisches Verhältnis der Deutschen
Berner Jura . . .	20 790	76 048	$\frac{1}{3.6}$
Neuenburg . . .	22 579	83 762	$\frac{1}{3.7}$
Freiburg (exkl. Bezirk Sense) . . .	19 780	80 774	$\frac{1}{4}$
Waadt . . .	23 873	218 358	$\frac{1}{9}$
Genf . . .	12 317	89 111	$\frac{1}{7}$
Wallis (v. Bez. Sidens an abwärts) . . .	3 804	68 354	$\frac{1}{17}$

Zählung von 1900.

	Deutsche	Romanen	Numerisches Verhältnis der Deutschen
Berner Jura . . .	18 933	83 290	$\frac{1}{4.4}$
Neuenburg . . .	17 629	104 551	$\frac{1}{6}$
Freiburg (exkl. Bezirk Sense) . . .	20 668	86 686	$\frac{1}{4.2}$
Waadt . . .	24 372	243 463	$\frac{1}{10}$
Genf . . .	13 343	109 741	$\frac{1}{8}$
Wallis (v. Bez. Sidens an abwärts) . . .	3 362	74 096	$\frac{1}{22}$

Diese Sprachverschiebung zu Gunsten des französischen Idioms hält in allen Kantonen der französischen Schweiz fortdauernd an. In den drei Kantonen Bern, Neuenburg und Wallis stellt sich die absolute Ziffer der Bevölkerung deutscher Sprache heute niedriger als im Jahr 1888, während in den übrigen Kantonen der Zuwachs der Deutschen hinter demjenigen der Welschen zurückgeblieben ist. Soviel scheint wenigstens aus den Zahlen der Statistik hervorzugehen; die Verschiedenheit der Fragestellung bei den beiden letzten Zählungen, Vereinigungen aller Art bei der Ausfüllung der Formulare, die Kompliziertheit des Durchdringungsprozesses zweier Sprachen, die schwerlich in Zahlen ausgedrückt werden kann, mahnen uns, diese Zahlen mit grösster Vorsicht zu benutzen.

Im Ganzen genommen darf gesagt werden, dass die Deutschen während der letztvergangenen 1500 Jahre auf ehemals gallo-romanischem Boden einige dauernde Eroberungen gemacht haben. Die heutige Grenzlinie verbindet die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Orte, die man als vollkommen deutsch ansprechen darf. Von Charmey bis zur Dent d'Hérens erscheinen die beiden linguistischen Gruppen ziemlich scharf geschieden, während die Sprachgrenze in ihrem nördlichen Abschnitt in eine mehr oder weniger zweisprachige Grenzzone übergeht, die durch beständige Schwankungen zwischen den beiden Idiomen, sowie durch Doppelreihen von Ortsnamen (Épandes-Spinden, Morat-Murten, Anet-Ins, Bienne-Biel etc.) und sogar von Familiennamen (Gendre-Teuchtermann, Dupasquier-Vonderweid etc.) gekennzeichnet wird.

Bibliographie. 1. Sprachgrenze: Zimmerli, J. *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz*. 3 Teile. Basel und Genf 1891-1899. Der erste Teil wird nächstens in 2. Auflage erscheinen. Dieses grundlegende Werk ersetzt sehr vorteilhaft alle früheren Arbeiten über diese Materie. — Knapp, Ch. *Sur la frontière des langues franç. et allem. en Suisse* (in: *Tour du Monde*. 1886). — Büchi, A. *Die histor. Sprachgrenze im Kanton Freiburg* (in: *Freiburger Geschichtsblätter*. III, 1896). — Hoppeler, R. *Die deutsch-roman. Sprachgrenze im 13. und 14. Jahrh.* (in: *Blätter aus der Walliser Geschichte*. I.) — Morf, H. *Deutsche und Romanen in der Schweiz*. Zürich 1900. — Morel, Ch. *Allemands et Romands en Suisse* (in den *Étrennes helvétiques*. Lausanne 1901). — Stadelmann, J. *A quelle époque les Germains établis dans notre pays ont-ils été romanisés?* (in der *Revue histor. vaud.* 1901). 2. Statistik: Die verschiedenen Veröffentlichungen des statistischen Bureau des eidg. Departement des Innern. — Zemmrich, J. *Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz*. Stuttgart 1894. — Hunziker, J. *Die Sprachverhältnisse in der Westschweiz* (in der *Schweizer Rundschau*. 1896). — Hunziker, J. *Der Kampf um das Deutschtum*. München 1898. — [Zimmerli, J.] *Von der deutsch-französischen Sprachgrenze* (in der

Neuen Zürcher Zeitung vom 20.-21. Juli 1905). In neuester Zeit droht leider eine Sprachenfrage einzureissen, die besonders in Zeitungsartikeln diskutiert wird, hier aber nicht weiter berührt werden kann. Wir machen auf die zahlreichen Artikel von E. Blocher und J. Zemmrich in der Zeitschrift *Deutsche Erde* (1902-1907) aufmerksam.

2. *Einführung des Französischen als offizielle Sprache.* Das Lateinische ist bei uns verhältnismässig lange Zeit die Sprache der Urkunden geblieben. Dies gilt namentlich für das Wallis, wo diese Tradition bis über das 16. Jahrhundert hinaus zu Recht bestand. Ueberall, wo das Lateinische als Sprache der Urkunden in Abgang kam, wurde es durch das Pariser Französisch (in Freiburg gleichzeitig auch durch das Deutsche) ersetzt. Die ältesten in französischer Sprache abgefassten Urkunden datieren von 1244 (Berner Jura), 1250 (Moudon), 1251 (Neuenburg), 1260 (Genf). Das erste französisch redigierte Mandat der Stadt Freiburg stammt aus dem Jahr 1319. Wie man sieht, kann eine bestimmte Zeit für die Einführung der neuen Sprache kaum aufgestellt werden. Diese ist zunächst eine Notariats- und Kanzleisprache gewesen, die während mehreren Jahrhunderten bei uns wohl geschrieben, nicht aber auch vom Volk gesprochen wurde, und nur sehr langsam und unmerklich in allen Verwaltungszweigen obligatorisch wurde. Vor nicht länger als etwa fünfzig Jahren verhandelte man in den Gemeindeversammlungen des Val de Ruz noch in der angestammten Mundart, die aus den Beratungen der Dörfer des Wallis, des Berner Jura und namentlich des Kantons Freiburg heute noch nicht vollständig verschwunden ist. Ein strenges Auseinanderhalten der geschriebenen und der aus dem Volksmunde kommenden gesprochenen Sprache war überhaupt lange Zeit ein Ding der Unmöglichkeit. Das Erlernen des von der allgemein gebrauchlichen Volkssprache sehr stark abweichenden fremden Idioms gestaltete sich zu Zeiten, die unserer heutigen Schul- und Verkehrsverhältnisse noch entbehren, zu einer fast unerfüllbaren Aufgabe. Die ungenügende Vertrautheit mit der fremden Schriftsprache geht in den Texten des 13. bis 15. Jahrhunderts aus der Mischung von mundartlichen und französischen Formen deutlich hervor und zeigt sich ganz besonders in der Anwendung einer grossen Menge von Ausdrücken der gewöhnlichen Umgangssprache, deren französische Aequivalente den Schreibern nicht bekannt waren. Als Beispiel dieses Stiles gebe ich folgende Stelle einer Urkunde aus dem Freiburger Archiv (die nicht französischen Formen sind kursiv gesetzt): «*Fait et dona l'ant de l'encarnation de nostro segnyour corent mil tres cent et deya et no, ou moys de host.*» Die falschen Formen sind in der Mehrzahl blosser unwillkürlicher Versehen, während man in gewissen Urkunden allerdings auch eine relativ ständige Wiederkehr von unfranzösischen Formen feststellen kann. Wir konstatieren die Regularisierung einer lokalen Ueberlieferung, die — wie in der deutschen Schweiz — zu einer unabhängigen Kanzleisprache hätte führen können, wenn die Umstände dazu günstiger gewesen wären. Unüberwindliche Hindernisse bildeten aber namentlich die zu grosse Verschiedenheit der romanischen Dialekte und auch das Fehlen eines dominierenden geistigen oder politischen Mittelpunktes.

Nachdem das Französische zur Rechts- und Amtssprache geworden, ward es auch die Sprache des Gottesdienstes und der Schule. Die *Vénéralable Compagnie des Pasteurs* in Genf befiehlt 1668 den Lehrern am Kollegium, von Seiten der Schüler keine Antworten im Dialekt mehr zu dulden. Diesem Beispiel folgten bald die übrigen bedeutenderen Städte. Auf dem Lande hat die Mundart im Unterricht bis zum 19. Jahrhundert ausschliesslich geherrscht, und noch heute kostet es in den ihren Ueberlieferungen treuer anhängenden katholischen Kantonen den Schulmeistern viele Mühe, ihre Schüler an das Französische zu gewöhnen, so dass Widerspänstige oft durch Strafen zur Ordnung gezwungen werden müssen. In letzter Instanz ist das Französische auch in der Familie an die Stelle der Mundart getreten. Dieser Vorgang vollzog sich zuerst in den grösseren Städten, und zwar wahrscheinlich mit nachstehender Reihenfolge: Genf um 1750, Neuenburg und Lausanne um 1800 (Freiburg und Sitten waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorwiegend

deutsch). Es folgten die Landstädtchen und endlich auch die Bauernbevölkerung. Während der Vorgang der Franzöisierung in den Städten eine Zeit von 6-7 Jahrhunderten erforderte, vollzieht er sich auf dem Lande in 30-40 Jahren. Sobald einmal die sog. «besseren» Familien in der Erziehung ihrer Kinder sich der offiziellen Sprache zu bedienen angefangen haben, ist es mit der Herrschaft des Dialektes vorbei. Das von den Standespersonen gegebene Beispiel verbreitet sich wie eine Ansteckung, sodass man die Sprache eher aus Milderücksichten als infolge von Ueberlegung wechselt. Der ganze Vorgang bedeutet für die Kinder ein grosses Glück, da sie ihren Weg in der Welt mit einer nahezu internationalen Sprache leichter zu finden im Stande sind, als mit einem ungelinkten und altertümlichen Dialekt, der in einer Entfernung von 50 km nicht mehr verstanden wird.

In der Beseitigung des Dialektes sind die protestantischen Kantone mit ihren Reformbestrebungen den katholischen Landesteilen vorangegangen. Der Vorgang ist stark beschleunigt worden durch den Anteil der Städte Genf, Lausanne und Neuenburg an der französischen Literatur, das Aufblühen der industriellen Tätigkeit im Neuenburger und Waadtländer Jura, sowie den immer inniger werdenden Kontakt mit dem Ausland. Grössere Bedachtsamkeit zeigten in diesem Punkte die vorwiegend agrarischen Gebiete Freiburgs, des Wallis und der Genfer Landschaft. Dazu kommt, dass in den Kantonen Bern, Freiburg und Wallis das Beispiel der ihrer Mundart treu gebliebenen Mitbürger deutscher Zunge die linguistische Entwicklung der romanischen Bevölkerung verzögern konnte. Heute erinnern sich noch einige wenige Neuenburger des Dialektes, den keiner mehr spricht. Im Kanton Waadt haben das ganze Uferland am Genfersee, die Rhoneebene und das Jouxthal den Dialekt seit etwa 50 Jahren aufgegeben, während er im Gros de Vaud und im Alpengebiet noch eine kümmerliche Existenz fristet; im Kanton Bern kennen ihn die Amtsbezirke Courtelary (St. Immerthal) und Münster nicht mehr, während in der Ajoie (Amtsbezirk Pruntrut) ein Advokat die Mundart noch ein wenig verstehen muss, wenn er sich mit seinen Klienten leicht verständlich machen will. Die alten Genfer Landgemeinden stehen etwa auf demselben Standpunkt wie das Gros de Vaud, während die 1815 dem Kanton neu angegliederten Gemeinden die Mundart etwas besser bewahrt haben. Auch das Greizerland beginnt jetzt, der allgemeinen Strömung sich anzuschliessen, während der Dialekt im mittleren Teil des Kantons Freiburg und im Broyebezirk zwar stark eingeschränkt aber doch noch lebenskräftig ist. Das Wallis endlich bildet für den Dialektforscher immer noch das ausgiebigste Untersuchungsobjekt, mit Ausnahme allerdings der Uferstriche längs der Rhone, die dem Beispiele der Städte gefolgt sind und eine stark gemischte Bevölkerung aufweisen. Wenn sich der Dialekt bis zum Ende unseres Jahrhunderts überhaupt irgendwo erhalten kann, so wird dies am ehesten noch in den Seitenthälern des Wallis der Fall sein.

Die romanische Bevölkerung ist nicht unmittelbar vom Dialekt zum reinsten Französisch übergegangen. Bei dem Ersatz der altgewohnten Sprache durch die französischen Laute hat zunächst die Aussprache zu leiden gehabt. So sprechen die Waadtländer, die in ihrem Dialekt «*féra la nîma tsouza*» mit deutlicher Artikulation der Schlussvokale zu sagen pflegen, den entsprechenden französischen Satz «*faire la même chose*» derart aus, dass sie die stummen *e* noch etwas nachklingen lassen. Da sie in der Mundart das Schluss-*r* in Wörtern wie «*hiver, servir*» etc. nicht aussprechen, übertragen sie diese Gewohnheit auch auf die entsprechenden französischen Ausdrücke. Weil die Franzosen gewisse Schlusskonsonanten, wie in «*ils, jadis*» etc., ausnahmsweise artikulieren, haben die Welschen angefangen, solche Konsonanten auch dann, wenn sie in Frankreich nicht mehr gesprochen werden, ertönen zu lassen, wie z. B. in «*avis*» etc., die sie als *avisse* etc. aussprechen. Ferner gibt man oft dem französischen Substantiv irrtümlich dasjenige Geschlecht, welches das entsprechende Dialektwort gehabt hatte: «*un vitre, un poire, une lièvre, une serpent*» etc. Die grösste Schwierigkeit bestand aber in der sinngemässen Aneignung und Anwendung des fremden Wortschatzes. Die Dinge, die ihr Aussehen beibehalten hatten,

erinnerten immer noch an den alten Ausdruck, und sehr oft entsprach auch das französische Wort dem Gedanken nicht genau, sondern erschien entweder als zu farblos oder als zu wenig energisch: in allen diesen Fällen hatten und haben die Welschen immer noch die starke Tendenz, ihre alten Ausdrücke beizubehalten, indem sie dieselben allerdings fransözisieren. Daher stammen Wortformen wie *ruper, rebedouler, aguiller, éclafer, piorne, bringue* etc. Alle diese Sprachfehler lassen sich aus dem Dialekt erklären und sind dessen letzte Lebensäußerungen. Diese sog. Provinzialismen werden dank den Anstrengungen der Sprachreiner, sowie mit der Vertiefung der allgemeinen Bildung und zunehmender Entwicklung der Verkehrsmittel, die zurückgebliebene Individuen in eine besser fransözisierte Umgebung versetzen, allmählich verschwinden. Einem patriotischen Antriebe folgend haben verschiedene Romanschriftsteller ihre Werke mit provinziellen Wörtern und Redewendungen gespickt, um ihnen einen ausgeprägten Erdgeschmack zu verleihen. Doch ist auch diese Zeit bereits vorüber, indem in der neuern Literatur die Provinzialismen mehr nur zur Erzielung eines komischen Effektes Verwendung finden.

Bibliographie. 1. Sprache der Urkunden: Meyer, P. *Maître Cudrifer, horloger, et la ville de Romans* (in der *Romania*. Bd. 21). — Girardin, J. *Le vocalisme fribourgeois du 15. siècle* (in der *Zeitschrift für roman. Philologie*. 24). — Ränke, H. *Ueber die Sprache des fransöz. Wallis in der Zeit vom 11. bis 14. Jahrh.* Halle 1903. — Jeanjaquet, J. *Un document inédit du français dialectal de Fribourg* (in: *Aus roman. Sprachen und Litt.* Halle 1905.) — 2. Vitalität der Mundarten: Ritter E. *Recherches sur le patois de Genève* (in den *Mémoires et documents de la Soc. d'hist. et d'archéol. de Genève*. 19). — Tappolet E. *Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und fransöz. Schweiz*. Zürich 1901. — 3. Hauptsächliche Sammlungen der Provinzialismen: Humbert, J. *Nouveau glossaire genevois*. 2 vol. Genève 1852. — Callet, P. M. *Glossaire vaudois*. Lausanne 1861. — Grangier, L. *Glossaire fribourgeois*. Fribourg 1864. — Bonhôte, J. H. *Glossaire neuchâtelois*. Neuchâtel 1867. — Pludhun. *Parlons français*. — Vergl. auch: Platzhoff-Lejeune, E. *Der Kampf mit Herrn Pludhun und der sprachliche Purismus* (in den *Basler Nachrichten* vom 27. Februar 1905, anlässlich eines im *Foyer Romand* für 1905 erschienenen Artikels *Parlons clair* von Phil. Godet und einer von der *Semaine littéraire* veranstalteten Enquête).

3) *Geschichte der fransözischen Mundarten*. Wenn wir von den ligurischen Theorien absehen, die noch wenig sicher fundamementiert sind, so war die älteste westschweizerische Bevölkerung, die man einer linguistischen Gruppe zuzuteilen vermag, gallischen Stammes. Es ist unmöglich, den Zeitpunkt des Erlöschens der keltischen Sprache festzustellen. Die fortschreitende Romanisierung ist in gewissen Zentren auf Widerstand gestossen (wie dies z. B. die Erzählung von Julius Alpinus beweist) und muss in den am weitesten abgelegenen Alpentälern auch nur unvollkommen gelungen sein. Das Lateinische ist von den Kelten mit einem besonders Akzent gesprochen worden, doch hat man bis jetzt keine sichern Ueberreste davon in den modernen Mundarten nachzuweisen vermocht. Solange man den westschweizerischen Wortschatz nicht vollständig gesammelt haben wird, wird es unmöglich sein, die von der Sprache des siegreichen Rom herstammenden Ausdrücke von solchen zu scheiden, die aus keltischen Dialekten stammen mögen.

Das darf man aber heute schon versichern, dass alle zur Bezeichnung der hauptsächlichsten täglichen Arbeiten und Beschäftigungen dienenden Wörter rein lateinischer Herkunft sind. In dieser Beziehung beschränkt sich in den Mundarten, wie im Französischen der keltische Einschlag auf einen verschwindend kleinen Anteil.

Die Erinnerung an die ältesten Zeiten hat sich am besten erhalten in den Ortsnamen, die gleichsam eine abgekürzte Geschichte unseres Wortschatzes darstellen. Obwohl sie heute zum grossen Teil als rätselhafte Benennungen erscheinen, hatten sie doch ehemals eine ganz bestimmte Bedeutung, deren Sinn im Laufe der Zeiten verloren gegangen ist. Streng wissenschaftliche Forschungen werden uns diesen Sinn wieder enträtseln. Die von Prof. E. Muret in Genf geleitete systematische Ortsnamen-Untersuchung berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Ein neues Element haben der gallo-romanischen Sprache die Einfälle der Germanen hinzugefügt, durch welche die Lautgebung von neuem modifiziert und die ganze Sprache vom 5.-9. Jahrhundert von Grund aus umgestaltet worden ist. Dieser Epoche gehören u. a. an: die Palatalisierung des *c* vor *e, i* (*centum* = *kventu*, heute *sā, sē, sē* etc.), sowie des *c* vor *a* (*vacca* = *vakva*, heute *vats(ə), vels, vatsə, va(ə)*); ferner die Diphthongierung der betonten Vokale in offenen Silben (*habere* = *aveir*, heute *avāe, avē* etc.; *nepote* = *nevout*, heute *nevā, nevə* etc.).¹⁾

Die fränkische Oberherrschaft (532-888) hat ein gemeinsames Band um alle Dialekte Mittel- und Nordfrankreichs, sowie des alten Burgunderreiches geschlungen. Die sprachliche Entwicklung war für diese Länder dieselbe, und irgendwo in diesem weiten Ländergebiet aufgekommene mächtige phonetische Tendenzen haben sich unmerklich bis an dessen Grenzen fortgepflanzt.

Mit der Wiederherstellung des Burgunderreiches erhob sich im Westen und im Norden eine Schranke;

ERKLÄRUNG DER IN DEN DIALEKTPROBEN VORKOMMENDEN ZEICHEN.

Vokale:	<i>e, i, o, u, œ, œ̃</i> = offene Laute. <i>e, i, o, u, œ, œ̃</i> = geschlossene Laute. <i>ā, ē, ī</i> etc. = nasalierte Vokale (französ.: <i>an, vin</i> etc.). <i>ä</i> hält die Mitte zwischen <i>a</i> und <i>e</i> . <i>ā</i> » » » » <i>a</i> und <i>o</i> . <i>u</i> hat latein.- (italien.-) deutschen Wert (französ. <i>mou</i>). <i>ə</i> = schwaches <i>e</i> (deutsch: <i>haben</i> ; fransöz.: <i>me</i>). <i>œ</i> ist Mittellaut zwischen <i>æ</i> und <i>e</i> . <i>ū</i> ist Mittellaut zwischen <i>ü</i> und <i>i</i> . Reduzierte Vokale werden in kleinerer Schrift über der Zeile angegeben. — über einem Vokal bedeutet eine Länge; kurze oder mittlere Vokale werden nicht besonders gekennzeichnet. Der Wortakzent wird nur angegeben, wenn ein Zweifel obwalten kann, und zwar durch einen Punkt hinter dem betreffenden Vokal: <i>vwe.ypa</i> .
Halbvokale:	<i>y</i> (französ.: <i>yeux</i> ; deutsch: <i>ja</i>), <i>w</i> (französ.: <i>oui</i>), <i>ū</i> (französ.: <i>puis</i>).
Konsonanten:	<i>s</i> ist immer scharf (französ.: <i>place</i>), <i>z</i> ist weich (französ.: <i>rose</i>). <i>š</i> = deutschem <i>sch</i> , fransöz. <i>ch</i> ; <i>ž</i> der entsprechende weiche Laut (französ. <i>jour</i>). <i>č, ĝ</i> = italien. <i>cento, gente</i> ; <i>č, ĝ</i> dieselben Laute, etwas weiter hinten gebildet. <i>k</i> = am weichen Gaumen gebildete reine Fortis (<i>gg</i>). <i>k̄</i> = alemannisches, am harten Gaumen gebildetes <i>k</i> . <i>x</i> = Laut des deutschen <i>ach</i> . <i>χ</i> = Laut des deutschen <i>ich</i> . <i>ŋ</i> = Laut des deutschen <i>Angel</i> . <i>ł, ñ</i> = mouilliertes <i>l</i> oder <i>n</i> (italien.: <i>famiglia, vigna</i>).

die Beziehungen zu Frankreich lockerten sich, und die Weiterentwicklung der Sprache gestaltete sich hüben und drüben in selbständiger Weise. In die Zeit nach 888 fallen sprachliche Umänderungen, die nur unserm Ge-

¹⁾ Siehe die Erklärung der verwendeten Zeichen in der Tabelle.

biet angehören und unsere modernen Mundarten vorbe-reiteten. Als Beispiel hierfür erwähnen wir die Reduktion der Lautgruppe *mn* auf blosses *n* (*sommum* = *spno* etc.; vergl. dagegen den fransözischen Ausdruck *somme*). Unsere Mundarten gehören der von Ascoli als franko-provenzalisch bezeichneten Gruppe an, welche Bezeichnung sich aus dem gleichzeitigen Auftreten von fransözischen und provenzalischen Spracherscheinungen herleitet. Der hauptsächlichste provenzalische Lautzug in unsern Dialekten besteht in der Erhaltung des lateinischen *a: prä* (le pré), *tsātā* (chanter) etc. Nicht zu der genannten Gruppe gehören die Dialekte des Berner Jura, die *è* an die Stelle des *a* setzen. Das franko-provenzalische Sprachgebiet umfasst ausser der fransözischen Schweiz noch Savoyen, die Franche Comté südlich Besançon, das Département de l'Ain, einen Teil des Lyonnais und die nördliche Dauphiné in Frankreich, sowie das Aostathal und das Val Soana in Italien. Die Dialekte all' dieser Gegenden sind unter sich eng verwandt.

Zur Feudalzeit hatte die Zerstückelung des Bodens in eine grosse Anzahl von kleinen Herrschaften eine Einschränkung der gegenseitigen Beziehungen innerhalb Burgunds und ebensovieler linguistische Spaltungen zur Folge. Einer grossen Interessengemeinschaft entspricht eine relative Gleichmässigkeit der sprachlichen Entwicklung, dem politischen Partikularismus dagegen der Zerfall der gemeinsamen Sprache in einzelne Dialekte. In Landschaften, die sich stets einer gewissen Unabhängigkeit erfreut und als politische Einheit erhalten haben, weisen die einzelnen Dialektgruppen sehr ähnliche Merkmale auf, während umgekehrt die Sprache in solchen Gegenden, die ihren Oberherrn oft wechselten und nicht beständig nach demselben Mittelpunkte hin konvergierten, ein weniger einheitliches Gepräge erhielt. Isolierung begünstigt die Entstehung von eigenartigen, individuellen Charakterzügen. Auf diese Art sind unsere Mundarten entstanden.

Mit Bezug auf die alten Zentren wie Avenches, Nyon etc. lässt sich behaupten, dass die modernen Dialekte in gerader Linie auf das Lateinische der gallo-romanischen Zeit zurückgehen. Man darf dabei aber alle die linguistischen Strömungen nicht vergessen, die von Lausanne, Genf etc. her einwirken konnten und den Mundarten der genannten Städte mehr und mehr einen gemischten Charakter verliehen haben. Die umliegende Landschaft vermochte ihre sprachlichen Eigenarten oft reiner zu erhalten, verfiel aber auch ebenso oft dem Einfluss der Umwälzungen in der Sprechweise der städtischen Zentren. Noch verwickelter gestaltet sich die geschichtliche Entwicklung der Sprache in den erst spät besiedelten Gegenden, wie im Jouxthal, Val de Travers etc. In erster Linie erhebt sich da die Frage, woher die ersten Ansiedler gekommen seien und welches Idiom sie zu jener Zeit gesprochen. Jede Verschiebung der Bevölkerung bedingt zugleich eine Verschiebung der Grenzen der einzelnen mundartlichen Charakterzüge und ebenso der Dialektgrenzen, die die Summe aller individuellen Merkmale darstellen.

Ehe wir versuchen, unsere Mundarten in Haupt- und Nebengruppen einzuteilen, müssen wir uns von der räumlichen Ausdehnung der wichtigeren Merkmale derselben Rechenschaft ablegen. Erst nach Anwendung der kartographischen Methode auf jeden einzelnen dieser Charakterzüge ist es gestattet, auf Grund der gegenseitigen räumlichen Verbreitung der beobachteten Erscheinungen eine Gruppierung vorzunehmen. Obwohl diese Arbeit für die fransözische Schweiz noch nicht vollständig durchgeführt ist, darf doch jetzt schon folgendes als feststehend gelten: Als die stärkste linguistische Grenze der welschen Schweiz erscheint diejenige, welche die Neuenburger Mundarten von den Berner Mundarten scheidet. Nördlich dieser Linie, die in La Ferrière von der Landesgrenze gegen Frankreich abweicht und dem Kamm des Chasseral folgt, um nahe bei Biel ihr Ende zu finden, entsprechen die linguistischen Charakterzüge denen der obern Franche Comté und setzen den Berner Jura mit der Gruppe der lothringisch-wallonischen Dialekte in Verbindung. Die stark voneinander abweichenden Dialekte des Kantons Neuenburg bilden das Verbindungs- und Uebergangsglied dieses eben genannten Typus mit demjenigen, der in den

Dialekten Freiburgs und des Gros de Vaud verkörpert erscheint. Als Ganzes ist der Dialekt des Berner Jura ziemlich einheitlich gestaltet, mit Ausnahme von Tramelan und Malleray-Court, die mehrere lokale Eigenarten aufweisen, und der Montagne de Diesse oder des Tessenberges, dessen Sprache diejenige des Neuenburger Weinlandes ist. Eine starke Grenze scheidet das Neuenburger Val de Travers ab und weist es, besonders in seinem obern Abschnitt (Les Verrières - Les Bayards - La Côte aux Féés), der Franche Comté zu.

Von Saint Blaise bis Bevaix scheidet der Neuenburger See die Neuenburger Dialekte scharf von den Mundarten Freiburgs und der Waadt, während die Sprache der Béroche mit derjenigen des Waadtlandes verschmilzt. Das Jouxthal erscheint stark isoliert, während die übrigen Dialekte der Waadt und auch diejenigen des Kantons Freiburg leicht auf eine gemeinsame Grundlage zurückgeführt werden können und nur in nebensächlichen Punkten voneinander abweichen. Im Westen der Waadt kündigen sich staffelweise die Kennzeichen der Genfer Mundarten an, die unter sich nur geringe Abweichungen aufweisen und sich kaum vom Savoyer Dialekt unterscheiden. Die Waadtländer Alpen zeigen von Montreux-Blonay an schon Anklänge an die Sprache des Wallis. Die Rhone bildet keine scharfe Sprachgrenze. Im Wallis lassen sich hauptsächlich zwei Gruppen von Dialekten unterscheiden: diejenigen der Bezirke Sitten, Hérens und Siders einerseits und die des Unterwallis andererseits. Beide werden voneinander geschieden durch den Lauf der Morge und die das Bagnesthal von der Vallée d'Héremence trennende Bergkette. Im Unterwallis, d. h. dem einst savoyischen Einflüssen unterliegenden Landstrich von Saint Gingolph bis Sitten weichen die Dialekte in den Einzelheiten stark voneinander ab. Die Vallée d'Entremont zeigt schon einige auf das Aostathal hinweisende Eigentümlichkeiten. Die Bedeutung der schweizerischen Landesgrenze als mundartlicher Grenzscheide ist bis jetzt noch nicht eingehend untersucht worden.

Die Nähe der deutschen Sprachgrenze und die Durchdringung des Welschlandes mit germanischen Elementen haben den Wortschatz unserer Dialekte wesentlich bereichert. Wir stossen auf verhältnismässig wenige der Wörter fränkischen Ursprungs, die von den fransözischen Wörterbüchern verzeichnet werden. Haben die Westschweizer diese Wörter einst gekannt, so sind sie ihnen wieder abhanden gekommen. Unsere Dialekte unterscheiden sich aber vom Fransözischen wesentlich dadurch, dass sie seit dem 15. Jahrhundert bis in unsere Tage hinein eine Masse von deutschen Ausdrücken aufgenommen haben, während die im Verlauf der nämlichen Zeit dem fransözischen Sprachschatz angegliederten germanischen Wörter sich auf einen schwachen Bruchteil beschränken. Zu beachten bleibt in dieser Hinsicht jedoch, dass sich im Wallis, wo die romanische Sprache vom Deutschen eher zurückgedrängt als beeinflusst worden ist, die Dialekte ziemlich rein erhalten haben. Das nämliche gilt für den Kanton Genf, infolge seiner von der Sprachgrenze entfernten Lage. Je weiter wir gegen Norden gehen, umso stärker erscheint die sprachliche Mischung. Die Dialekte des Val de Ruz zeigen sich reicher an deutschen Ausdrücken als diejenigen des Kantons Freiburg. Am stärksten vom Deutschen beeinflusst und umgeformt sind die längs der Sprachgrenze hin gesprochenen Mundarten des Berner Jura, so z. B. diejenigen von Plagne, Romont und Vauffelin, wo man Formen wie *šurts* (Schürze), *basgig* (Bassgeige), *šmarotsč* (schmarotzen) etc. und selbst halb-welsche und halbdeutsche Wortbildungen, wie *fərkötč* (compter + verzählen) oder *deštöppč* (dé + stopfen), antrifft.

Bibliographie: 1 Ortsnamenforschung: Gatschet, A. *Ortssetymologische Forschungen...* Bd. 1 [nicht mehr erschienen]. Bern 1867. — Gatschet, A. *Promenade onomastique sur les bords du lac Léman*. Bern 1867. — Egli, J. J. *Der schweizerische Anteil an der geographischen Namenforschung*. Programm. Zürich 1884. — Stadelmann, J. *Etudes de toponymie romande*. Fribourg 1902. — Jaccard, H. *Les noms des végétaux dans les noms de lieux de la Suisse française* (im *Bulletin de la Murithienne*. 1903 und 1904). — Jaccard, H. *Essai de toponymie; origine des noms de lieux... de la Suisse romande*. (Mémoires et documents publ. par la Soc. d'hist. de la Suisse

rom. 2^e série, t. VII). Lausanne 1906. — 2) Gruppierung und allgemeine Charakterzüge der Dialekte. Die Frage der Einteilung und Gruppierung der Dialekte hat bereits zu lebhaftem Meinungswechsel Anlass gegeben. Ich habe meinen Standpunkt neulich in den Artikeln *Gibt es Mundartgrenzen?* (im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, CXI), wo ich die hauptsächlichsten früheren Arbeiten anführe, und in *Les limites dialectales dans la Suisse romande* (im *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande*, III, 17) eingehend begründet. — Tappolet, E. *Ueber die Bedeutung der Sprachgeographie* (in: *Aus roman. Sprachen und Lit.* Halle 1905). — Gilliéron, J. *Petit atlas phonétique du Valais roman*. Paris (ohne Jahr). — Gilliéron, J., et E. Edmont. *Atlas linguistique de la France*. Paris (seit 1902 in Faszikeln erscheinend). Die Schweiz findet in diesem monumentalen Werk ebenfalls Berücksichtigung und ist durch 26 Ortschaften vertreten. — Die Redaktion des *Glossaire des patois de la Suisse romande* bereitet einen *Atlas linguistique de la Suisse romande* vor.

5) Charakterzüge unserer Dialekte. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, von dem Reichtum westschweizerischer Laute eine Vorstellung zu vermitteln, ohne auf die Einzelheiten einzugehen. Ich muss mich hier damit begnügen, zum Beweis der ausserordentlichen Verschiedenartigkeit unserer Dialekte einige wenige Proben zu geben. Es würde schwer fallen, in Frankreich eine in politischer Hinsicht einheitliche Landschaft vom Umfang der welschen Schweiz zu finden, die eine ebensolche Fülle sprachlicher Abwechslung bieten könnte. In der französischen Schweiz liegen die Dinge in sprachlicher Beziehung ganz anders als in der deutschen, wo zwei intelligente Personen sich schliesslich immer verständigen können, aus welchen Kantonen sie auch stammen mögen. Bringt man aber einen Jurassier mit einem Waadtländer, oder selbst einen Bewohner des Val d'Illeuz mit einem Annivardien zusammen, so werden sie sich gegenseitig nicht verstehen. Es erklärt sich dies daraus, dass die Entwicklung der gallo-romanischen Mundarten eine weit raschere gewesen ist als im allgemeinen diejenige der deutschen Dialekte. Dazu kommt, dass die welsche Schweiz mit ihren Terrainhindernissen, wo verschiedene auch konfessionell getrennte Rassen miteinander in Berührung gekommen sind, mit ihren die verschiedensten Kulturzustände bedingenden Höhenunterschieden von 370 bis zu über 3000 Metern und mit ihrer Ecklage zwischen Frankreich, Deutschland und Italien ein für weitgehende Verzweigung und Zerstückelung in Dialekte ausserordentlich geeignetes Gebiet darbot.

Zum näheren Verständnis des eben Gesagten will ich die beiden Sätze 1: *il ferme la fenêtre de la chambre* und 2: *il balaye devant la porte de la grange* in einige westschweizerische Dialekte übersetzen. Dabei soll ausdrücklich bemerkt sein, dass sich die Aussprache noch weit abwechslungsreicher gestaltet, als es die hier angewendete allgemein verständliche Transskription (vergleiche die Tabelle der verwendeten Zeichen) erwarten lässt.

I. Saignelégier (Bern): *e syô le fnêtr di pwey*. — La Côte aux Fées (Neuenburg): *i ktü la fnê tra du pœlu*. — Le Landeron (Neuenburg): *e tyü la fnêtr du pœl*. — Montbovon (Freiburg): *i xtü la fnê tra du pœto*. — Villars le Terroir (Waadt): *ye xtü la fnê tra dao pœlo*. — Martigny (Wallis): *ye xü la fnê tra du pœlo*. — Evolena (Wallis): *ü ktü la fnê tra dou pœto*. — Le Vernier (Genf): *i frê me la fnê tra d la sâ bra*.

II. Saignelégier: *el ekuv dœvê le pœrt d la grêdz*. — La Côte aux Fées: *i remê s dœvâ la pœtâ d la grêdz*. — Le Landeron: *el ekê v dœvê la pœrt d la grêdz*. — Montbovon: *t ekâ v dœvâ la pœrtâ d la grêdz*. — Villars le Terroir: *ye rema sê dœvâ la pœrtâ d la grêdz*. — Martigny: *le etyô v dœvâ la pœrtâ d la grêdz*. — Evolena: *ehov v dœvâ la pœrtâ d la grêz*. — Vernier: *i rmas dœvâ la pœrtâ d la grêz*.

Die nebenstehende Tabelle wird dem Leser einen noch klareren Einblick in die Phonetik unserer französischen Dialekte gestatten.

Unsere westschweizerischen Dialekte enthalten eine schöne Anzahl dem Französischen unbekannter Laute, so das *ʒ* und das *ð*, sowie ferner das *ʒt*, das unter Kombi-

nation des *z* mit mouilliertem *l* als einheitlicher Laut ausgesprochen wird; dann auch die im Neuenburger Bergland üblichen kakuminalen Konsonanten, die man unter Zurückschlagen der Zungenspitze nach hinten ausspricht. Von Vokalen finden wir im Berner Jura das nasale *i* und *u* (*ou*), den bei den Freiburger und Waadtländer Dialekten stark verbreiteten Laut *ɔ*, ferner nasale Diphthonge und ganz besonders einen grossen Nüancenreichtum bei den oralen Diphthongen: *ai*, *ae*, *ao*, *œu* u. s. w. Es bietet sich oft Gelegenheit zur Beobachtung von Uebergangslauten, so namentlich im Wallis, wo eine Unterscheidung zwischen *e* und *œ*, *u* und *ü* schwer fällt, weil die Artikulation sich vielfach in der Mitte hält. Die Betonung gibt zu den schwierigsten Problemen Anlass: neben zahlreichen Fällen, wo sich der Wortakzent offenkundig verschoben hat (*vya* = *vie*; *perdua*, *perdya* = *perdue*; *fa.rna* = *farine*; *kô.dra* = *coutoure* etc.) gibt es eine Menge von Wörtern mit schwankendem Akzent. Es kommt sogar vor, dass er vom Hauptwort auf den Artikel übertragen wird: *la.lna* = *la lune* etc. Unsere Dialekte behalten überhaupt demjenigen, der mit ihnen zum erstenmal Bekanntschaft macht, manche Ueberraschung vor. So wird man z. B. mit Erstaunen entdecken, dass im Wallis die Lautgruppe *sp* zu *f* wird (*spina* = *efena*, *vespa* = *wêfa*), dass das Wort *maturus* (*mür*) in Montana sich zu *mâbr* und in Pinsec zu *mavuk* gestaltet, die *faucille* (Sichel) in Liddes *fœwfe.d*, in Nendaz *fowse.la*, in Pinsec *fuksi.l* (mit zurückgezogenem *l*) heisst u. s. w.

Die Berner und Neuenburger Mundart hat mit ihren meistens ausgefallenen unbetonten Vokalen einen rauhen und herben Charakter, während die Dialekte des Mittelandes mit ihrem Silbenreichtum volltönend und wohl-lauternd sind und diejenigen des Wallis schon etwas italienischen Tonfall aufweisen. Man pflegt von der Mundart oft mit der tiefsten Verachtung zu sprechen, sie hässlich, arm und roh zu finden, und noch viele Leute sehen in ihr nichts anderes als ein verdorbenes und verkommenes Französisch. Doch hat die Wissenschaft ihre Ehrenrettung vollzogen und gezeigt, dass sie sich aus den selben Elementen, wie das Französische zusammensetzt und des selben Ursprunges rühmen darf. Unsre Zeit wird durch den Uebergang zum Französischen gekennzeichnet und ist wie alle Uebergangsepochen undankbar. Die von stets erneuten Wellen der Schriftsprache überschwemmten Dialekte haben ihre einstige Originalität und Kraft nicht zu erhalten vermocht; sie sind aufs Land hinausgedrängt worden und dienen bloss noch zur Unterhaltung der ungebildeten, d. h. einer höhern Schulbildung und sorgfältigen Erziehung entbehrenden Volksschichten. Diese Tatsache hat zur Entstehung einer Menge von Vorurteilen Anlass gegeben. Als sich noch jedermann des Dialektes bediente, erschien er viel feiner, reicher und schöner. Hüten wir uns davor, die Sprache mit denjenigen zu identifizieren, die sie sprechen. Andererseits dürfen aber auch die Mundarten nicht überschätzt werden. Ihre Isoliertheit macht sie jeder literarischen Sprache gegenüber inferior. Während sie in einem Dorfe zum Ausdruck von unerwarteten Nüancen dienen und sich den Bedürfnissen einer bestimmten Bevölkerungsschicht besser anpassen als irgendwelche Schriftsprache, werden sie, sobald ihre Träger ein neues Milieu aufsuchen, zu einer unnützen und den spontanen Ausdruck hindernden Geheimsprache. Das Französische steht ebenso hoch über ihnen, wie eine weitsichtige Politik über der kleinlichen Kirchturmpolitik steht.

Ein weiterer Vorwurf, der den Dialekten gemacht werden kann, besteht in ihrer Unregelmässigkeit in der Formenbildung. Zwar erscheint die mundartliche Morphologie im Prinzip von derjenigen des gesprochenen Französisch nicht verschieden; sie gestattet aber weit mehr Doppel- und Schwankungen zwischen mehreren Möglichkeiten des Ausdruckes. Keine Akademie hat bis jetzt ihre Formen bestimmt und festgelegt. Gewisse Zeitwörter weisen zwei verschiedene Partizipien auf, so diejenigen auf *-i* des Freiburger Brojedialektes (*füy*, *fuir*; Partizipien *füy* oder *füyâ*); die Waadtländer Dialekte bilden das Imperfekt von *pouvoir* sowohl nach der zweiten als nach der ersten Konjugation; das im Französischen auf bestimmte Zeiten der Konjugation auf *-ir* beschränkte Inchoativ infix hat im Dialekt auch andere Gebiete erobert,

VERGLEICHENDE TABELLE DER HAUPTSÄCHLICHSTEN ABSTUFUNGEN IN DER AUSSPRACHE DER WESTSCHWEIZERISCHEN DIALEKTE

(DIE EINZELNEN WÖRTER WURDEN DERART AUSGEWÄHLT, DASS SIE SOWOHL FÜR DIE BEHANDLUNG DER VOKALE WIE DER KONSONANTEN CHARAKTERISTISCHE BEISPIELE BIETEN).

Fransösischer Ausdruck:	Latinischer Ausdruck:	sel	peu	corde	côte	tête	peau	coucher	vendu	heure	œuf	sauter	pré	fier	miel	toile	cinq	Fransösischer Ausdruck:	Latinischer Ausdruck:	femme	guêpe	porte	flamme	blanc	glace	clef	gens	(je)pleure	vieille	chanson	lundi	pain	langue	cinque												
		<i>sale</i>	<i>pauca</i>	<i>corda</i>	<i>costa</i>	<i>testa</i>	<i>pelte</i>	<i>collocare</i>	<i>vendutu</i>	<i>hōra</i>	<i>ōvu</i>	<i>saltare</i>	<i>pratu</i>	<i>ferru</i>	<i>mêl</i>	<i>têta</i>				<i>femina</i>	<i>vespa</i>	<i>porta</i>	<i>flamma</i>	<i>blancu</i>	<i>glacie</i>	<i>clave</i>	<i>gentes</i>	<i>ploro</i>	<i>vecla</i>	<i>cantione</i>	<i>lunae die</i>	<i>pane</i>	<i>lingua</i>													
1. Pruntrut (Porrentruy)		sā	pø	kœdz	køt	têt	pê	kutšiv	vādū	ur	ū	sātē	prē	fē	mī	toal				fan	wœpr	puvts	xœn	byā	yēs	xē	dā	pūr	vœy	tšerū	yūdi	pē	lāg	sity												
2. Delsberg (Delémont)		sā	pø	kœrd	køt	byē	»	kutšiv	vādū	œr	œ	sūtā	prā	fēr	»	tēl			fæn	wœp	pœrt	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pūrē	vīt	tšerō	yūdē	pā	lœg	sē													
3. Dombresson (Val de Ruz)		sā	pu	kœrda	ku.ta	te.yta	pœy	kutšiv	vādū	œ.ra	ä	sūtā	prā	fēr	mey	te.la			fæn	wœp	pœrt	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœr	vīt	tšerō	dlō	lœg	lœ.ga	sē													
4. Noiraigue (Val de Travers)		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
5. Estavayer		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
6. Gruyères		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
7. Lausanne		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
8. Le Sentier (Vallée de Joux)		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
9. Leysin		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
10. Martigny		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
11. Grimentz (Val d'Anniviers)		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													
12. Hermance (Kt. Genf)		sā	»	kœ.rda	ku.ta	ti.tā	pī	kutšiv	vādū	ä.rā	ä	sūtā	prā	fēr	mā	tā.lā			fæn	wœp	wœ.ipa	anc. sœn	byā	tas	sē	»	pyœ.ro	vīt	tšerō	dlō	lœ.gā	lœ.gā	sē													

* retourne, al-revolaire.

indem man hier je nourrirai oder vielmehr nourri(s)-traï, en courissant, buissant, je rompissais etc. sagt; der Konjunktiv des Zeitwortes savoir ersetzt oft denjenigen von être; die Partizipien werden verdoppelt, so dass man z. B. quand j'ai eu fini sagt; man gebraucht sogar den Ausdruck quand il est eu eu trouvé im Sinne von quand il fut trouvé etc.

Aber alle diese Unregelmässigkeiten, die den Philologen sehr interessieren, haben ihre Daseinsberechtigung und dienen oft zum Ausdruck einer besondern Nüanze. Die Träger der Mundart zeigen auch oft eine ausgesprochene Vorliebe für diese oder jene bestimmte Ausdrucksweise, sodass man sich in diesem Formenwarrir eher zurechtfindet. Von den selben Kräften und Gesetzen, die alle diese Anomalien geschaffen haben, war auch die französische Sprache beherrscht, ehe die literarische Tradition ihren Gebrauch regelte. Und oft ist man über die Einfachheit der Unterscheidungsmittel erstaunt, über welche unsere Dialekte verfügen. Indem sie einen mehr archaischen Charakter zeigen als das Französische, gestatten sie das Geschlecht der Substantive und Adjektive an ihrer Endung zu erkennen: trê, blo, damâ, dzo, rō, dzo = le tremble, la mâ (la main) — le mâs (les mains), la prâ (le pré) — le prâs (les prés) etc. Die Walliser haben sogar noch die Unterscheidung zwischen dem Nominativ und dem Akkusativ des Artikels bewahrt: li tsâ ye sje (wo das œ an ẽ anklängt) = le champ est sec, dagegen traversâ lo tsâ = traverser le champ. Unregelmässige männliche Plurale kommen nicht mehr vor, indem man sagt: la tsavô - le tsavô (cheval-chevaux), ô zâ - du zâ (un œil-deux yeux). Dagegen zeichnen sich alle Dialekte, mit Ausnahme derjenigen des Berner Jura, durch einen weiblichen Plural auf -e aus: fe, nâ - fe, nê (femme-femmes), va, tsâ - va, tse (vache - vaches). In dieser letztern Hinsicht steht das gesprochene Französisch hinter der Mundart zurück. Der Gebrauch der Person und des Tempus beim Zeitwort entspricht demjenigen des gesprochenen Französisch, indem das passé défini und der Konjunktiv des Imperfekts in Abgang gekommen sind. Das Futurum wird oft durch das Hilfszeitwort vouloir in Verbindung mit dem Infinitiv ersetzt. Dank der Erhaltung der Endungen unterscheidet man besser als im Französischen zwischen der ersten Person Singularis und den übrigen: 1. tsâ, to, 2.-3. tsâ, te. Die zweite Person des Plural hat noch öfter als im Französischen den lateinischen Akzent beibehalten: vj rō, te, vj bā, ide = vous rompez (rum-pitis), vous buvez (bibitis). Zu bemerken bleibt ferner, dass unsere Dialekte auch noch die im Altfranzösischen herrschende Unterscheidung zwischen den Zeitwörtern der ersten Konjugation auf -er und auf -ier besitzen: demander, couchier heissen im Dialekt demandâ, kütsî etc.

Folgendes Beispiel mag zeigen, über welche Feinheit der Unterscheidung der Dialekt zeitweise verfügen kann: Das Französische bezeichnet die Entfernung von Objekten mit den Adverbien ici und là, während der Greizer Dialekt (und auch andere) den Ausdruck sê (ecce hic) gebraucht, wenn sich der Gegenstand unter der Hand oder ganz in der Nähe befindet, für

einen etwas weiter entfernten aber noch leicht zu erreichenden Gegenstand dagegen sê (ecce hac) verwendet und endlich an Stelle des französischen là den Ausdruck lè (illac) setzt.

Die sorgfältigsten Unterscheidungen finden sich aber im Wortschatz, und zwar nicht nur in der auf die Alpwirtschaft und andere in der Schweiz übliche Berufsarten bezüglichen Terminologie, sondern auch bei den Zeitwörtern und den rein abstrakten Begriffen. Ueber die zahlreichen Zeitwörter, die den Begriff des französischen briser wiedergeben, liess sich eine ganze Abhandlung schreiben. Für un court espace de temps sagt man im Greizer Dialekt bü, sâ oder vîe, rba; wobei in diesem letztern Ausdruck blos die rein zeitliche Dauer, in erstern dagegen eher die während dieser Zeit geleistete oder zu leistende Arbeit in Rücksicht gezogen wird. Die Dialekte sind weit reicher als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt. So gibt es z. B. Wörterbücher eines einzigen Dialektes mit nicht weniger als 12000 Wörtern. Einzelne betrachten, vermögen sich die Mundarten jedoch mit der französischen Sprache keineswegs zu messen, da sich diese durch Entlehnungen von allen Seiten her sehr bereichert und durch die Werke von grossen Denkern und Dichtern nach allen Richtungen hin verfeinert hat.

Unsere Dialekte sind dem Untergang geweiht. Es wäre aber schade, wenn man sie verschwinden liess, ohne ihnen alle die Geheimnisse entlockt zu haben, die sie noch über unsere Lebensart in früherer Zeit, über die Bedeutung unserer Orts- und Familiennamen, über die Besiedelung unserer Täler, über die Entstehungsweise der grossen linguistischen Gruppen, sowie über das Problem der steten Veränderung der menschlichen Rede zu offenbaren imstande sind. Möchten die Historiker, Ethnologen und Geographen sich mit den Dialektforschern verbinden und alle an dieser reichlich fliessenden Quelle schöpfen, so lange sie noch nicht versiegt ist.

Zum Schluss füge ich eine Auswahl von Sprichwörtern bei, die eine allgemeine Vorstellung von den Eigenheiten unserer Dialekte geben sollen. Wo möglich, habe ich die Schreibweise meiner Quellen beibehalten.

SPRICHWÖRTER IM PATOIS.

Table with 2 columns: Dialect (Bern, Neuenburg, Freiburg, Waadt, Wallis) and Proverbs (e.g., Sât krêpâ, nô-z-êrin d l'âv. Saute crapaud, nous aurons de l'eau. Pour un beau jour d'hiver, l'oiseau ne siffle pas. Personne ne se croit laid. Ce qu'on ne sait pas, ne gêne pas. Assez beau qui est sage. On se lasse de tout excepté de travailler. Cuisine grasse, testament maigre. Malheur à la maison où jamais l'on ne gronde. Des bouchères (au figuré pour défauts) nous en avons tous. Goutte sur goutte fait le fromage. Qui devient pauvre, devient méchant. Wörtlich: noix pour noix; latin: par pari refertur. Personne n'est fou de la même manière. Un mauvais ouvrier n'a jamais bon outil. Quand on s'aime bien, on a toujours assez de place. Un gros vent et une vieille femme n'ont jamais couru pour rien.

Bibliographie. Da die Aufzählung aller unsere Dialekte betreffenden Arbeiten an dieser Stelle zu viel Platz in

Anspruch nehmen würde, beschränke ich mich auf die Erwähnung des Wichtigsten und verweise im Uebrigen auf die ausgezeichnete Bibliographie der gallo-romanischen Mundarten von D. Behrens (französische Ausgabe von E. Rabiet, Berlin 1893), die für die Jahre 1892 bis 1902 von D. Behrens und J. Jung in der Zeitschrift für französische Sprache und Litt. (Bd. 25, I, S. 196-266) fortgesetzt worden ist. Die Redaktion des Glossaire des patois de la Suisse romande bereitet eine neue Bibliographie vor, die namentlich mit Bezug auf die im Dialekt geschriebenen Werke vollständiger sein soll. Die selbe Redaktion sammelt seit 1899, unter Beistand des Bundes und der französischen Kantone, die Materialien für ein vollständiges Wörterbuch (ähnlich dem Schweizerischen Idiotikon). Sie legt in den Rapports annuels über ihre Tätigkeit Rechenschaft ab und sucht durch das Bulletin du Glossaire, eine seit 1902 erscheinende kleine Zeitschrift, für die mundartlichen Studien Interesse zu erwecken.

Hauptsächliche Werke über unsere Mundarten. I. Allgemeine Werke: Bridel, Ph., et L. Favrat. Glossaire des patois de la Suisse romande. (Mémoires et documents publ. par la Soc. d'histoire de la Suisse rom. 21). Lausanne 1866. — Das schon erwähnte Werk von J. Zimmerli gibt Abrisse der Phonetik und Formentabellen. — Jaberg, K. Ueber die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südschweizerischen Dialektgruppe. Aarau 1906. — Luchsinger, Chr. Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz (im Schweizer. Archiv für Volkskunde. IX). — Gignoux, L. La terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse rom. (in der Zeitschrift für roman. Philologie. 26). — II. Arbeiten über bestimmte Einzelgebiete.

a) Kant. Bern: Schindler, D. Vokalismus der Mundart von Sornetan. Leipzig 1887. — Degen, W. Das Patois von Crémînes. Halle 1896. — Degen, W. Die Konjugation im Patois von Crémînes (in: Aus romanischen Sprachen und Litt. 1905). — Alge, A. Die Lautverhältnisse einer Patoisgruppe des Berner Jura. St. Gallen 1904. — b) Kant. Neuenburg: Haefelin, F. Die Mundarten des Kant. Neuenburg (in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. 21). — UrteI, H. Beiträge zur Kenntnis des Neuenburger Patois. I: Vignoble und Béroche. Darmstadt 1897. — Vouga, P. Essai sur l'origine des habitants du Val de Travers. Halle 1906. — c) Kant. Freiburg: Haefelin, F.: Les patois romans du canton de Fribourg (in Lemcke's Jahrbuch. 15, 1879). — Gauchat, L. Le patois de Dompierre (in der Zeitschrift für roman. Philologie. 14). — Savoy, H. Essai de flore romande. Fribourg 1900. — Gauchat, L. L'unité phonétique dans le patois d'une commune (in Aus roman. Sprachen und Litt. 1905). — d) Kant. Waadt: Odin, A. Phonologie des patois du cant. de Vaud. Halle 1886. — Odin, A. Etude sur le verbe dans le patois de Blonay. Halle 1887. — Odin, Mme L. Glossaire de Blonay (im Druck). — Byland, A. Das Patois der Mélanges vaudois von L. Favrat (in der Zeitschrift für französ. Sprache und Litt. 25). — e) Kanton Wallis: Cornu, J. Phonologie du Bagnard (in der Romania. VI). — Gilliéron, J. Patois de la commune de Vionnaz (in der Bibliothèque de l'École des Hautes-Études. 40. fascicule). — Lavallaz, L. de. Essai sur le patois d'Héremence. Paris 1899. — f) Kanton Genf: Vergl. die schon angeführte Arbeit von E. Ritter. — Duret, V. Grammaire savoyarde; publ. par E. Koschwitz. Berlin 1893. — 3) Wichtigste Sammlungen von mundartlichen Texten: Recueil de morceaux choisis... Lausanne 1842. — M(oralat), J. L. Bibliothèque romane. I (nicht mehr erschienen). Lausanne 1855. — Appendice des schon erwähnten Glossaire von Bridel und Favrat. — Le patois neuchâtelois; publ. par la soc. d'histoire. Neuchâtel 1895.

5. Mundartliche Literatur. Das Verschwinden der welschen Mundarten als Literatur-Sprache ist kaum zu bedauern. Nicht dass sie nicht im Stande gewesen wären, hochpoetische Gefühle auszulösen, gilt ja doch Mistral als der Homer seiner heimatlichen Mundart! Unser Welschland kann sich allerdings keines solchen Mannes rühmen, besitzt aber doch eine — freilich sehr bescheidene — Dialektliteratur, die ich hier nicht gänzlich ausser acht lassen möchte.

Schriftwerke in der Mundart treten erst spät auf. Die ältesten Erzeugnisse von Wert sind die die Genfer Escalade

von 1602 besingenden und aus dem 17. Jahrhundert stammenden Chansons de l'Escalade. Die bequemste Ausgabe des Cé qu'è lainô ist von E. Ritter besorgt worden und 1900 in Genf erschienen; einen Neudruck der Ausgabe von 1702 bietet Jullien (Moutiers-Tarentaise 1903). Die übrigen auf die Escalade bezüglichen Lieder können im Recueil des chansons de l'Escalade (Genève 1845) nachgelesen werden. Dem gleichen Gedankenkreis gehören an die Chanson de Rocati (Ausgabe von P. P. Plan. Genève 1903) und die Conspiration de Compestières (ältestes Manuskript von 1695; veröffentlicht durch Ph. Plan. Genève 1870).

Im Waadtland beginnt die mundartliche Literatur mit dem Conto dau Craizu, einer humoristischen Gerichtsszene aus dem 18. Jahrhundert, zuletzt veröffentlicht von L. Gauchat, Lausanne 1906 (Separatdruck aus dem Bulletin du Glossaire. V). Ungefähr zur gleichen Zeit tritt auch Freiburg auf den Plan mit einer verunglückten Uebersetzung von Vergil's Bucolica durch den Advokaten Python (Fribourg 1788; Neudruck in J. Moratel's Bibliothèque romane. Lausanne 1855). Die Neuenburger Erzählung La saboulée de Borgognons berichtet in lebhaftem Stil von einer Episode aus den Burgunderkriegen (die in Locle 1861 erschienene Ausgabe ist, wie diejenige in der Sammlung Le patois neuchâtelois sehr schlecht). Der Berner Jura darf sich des Werkes Les Painies des katholischen Pfarrers Raspieler rühmen, einer aus dem Jahr 1736 stammenden, in Nachahmung eines Gedichtes aus Besançon entstandenen heissenden Satire auf die Reifröcke (beste Ausgabe von A. Rossat im Schweizer. Archiv für Volkskunde. VIII & IX).

Der Dialekt hat besonders für politische und satirische Ergüsse Verwendung gefunden. So besitzt Genf eine ganze kleine Literatur von Pamphleten und Gelegenheitsgedichten. Das beste Stück dieser Art ist die im Dialekt der Ajoie geschriebene Tchenson pawvriotique des Louis Valentin Cuenin, ein Verzeihungsschrei des armen Teufels, der als Kanonenfutter dienen muss, vor dem aber die Grossen der Erde eines Tages doch Rechenschaft ablegen werden. Der Maler Hornung aus Genf verdankt dem Dialekt einen grossen Teil des Aufsehens, den seine bitteren Satiren Les gros et les menus propos erregt haben. Deren bekannteste ist die 1855 zum erstenmal erschienene Création du monde. Das eigentlichste Gebiet der Mundart ist aber die Anekdote. Aus der grossen Menge von sehr beliebten kleinen Erzählungen in Prosa und in Versen hebe ich hervor diejenigen des liebenswürdigen und auf die fürstliche Vergangenheit von Valangin stolzen G. Quinche; ferner die ausgezeichneten kleinen Sittenbilder von Louis Favrat, die den Mutterwitz und den gesunden Sinn des Waadtländer Bauern so wohl illustrieren; dann die Schwänke von Ch. Dénézéaz, der den Wörterreichtum seiner Muttersprache hervorzuheben liebt und uns immer mit einem herzlichen, gutmütigen Lachen entlässt; endlich die feinen Stücke von L. Courthion, der sich hauptsächlich mit den Legenden und alten Ueberlieferungen seines heimatlichen Bag-nesthales beschäftigt. Viele weniger gelungene, dafür aber meistens sehr lustige Anekdoten anderer Autoren füllen die Spalten des wackern Conteur vaudois, des Jura und des Pays du dimanche, des Ami du peuple, des Valais romand, sowie vieler anderer volkstümlicher Zeitungen und Kalender. Auch einige Zeitschriften, wie der Conservateur suisse, die Eternnes fribourgeoises und das Musée neuchâtelois, machen eine Pflicht daraus, die kostbarsten Dialektstücke abzudrucken und sie so einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen.

Als einziger Schriftsteller, dem die Behandlung ernsthafter Vorwürfe im Dialekt gelungen ist, kann Louis Bor-net genannt werden. Er hat uns u. a. die frische Idylle Lè tsevrès geschenkt, in der ein Kampf zweier Ziegenböcke entscheidet, welchem ihrer beiden Liebhaber die reizende Goton ihr Herz schenken wird (schöne Ausgabe von J. Reichlen im 3. Band der Gruyère illustrée).

Vergessen wir zum Schluss nicht die Volkslieder und Sprichwörter, die zum Gemeingut der Völker gehören, oft aber mit dem deutlichen Stempel unseres Geistes versehen werden. Das Volk lebt sich in sie hinein und verleiht ihnen ein Stück seiner Seele. Unsere besten Volksliedersammlungen sind diejenigen von J. Cornu (in der Romania IV), J. Reichlen (in der Gruyère illustrée. IV, V) und

A. Rossat (im *Schweiz. Archiv für Volkskunde*. III ff.). Sprichwörter haben gesammelt: J. Chenux und J. Cornu (in der *Romania*. VI), G. Pfeiffer (im *Bulletin du Glossaire*. III) und J. Surdez (im *Bulletin du Glossaire*. IV); ferner finden sich solche im 7. Band des *Conser-vateur suisse*. Unter den Liedern des westschweizerischen Volkes steht an erster Stelle der berühmte *Ranz des vaches* (Kuhreihen) mit seiner herrlichen Melodie, die die Schweizeröldner in der Fremde mit Heimweh erfüllte und zur Desertion trieb. Das letzte Dialektwort, das dereinst auf unsern Lippen ertönen wird, wird das *liöba! liöba!* seines Refrains sein. [Prof. Dr. L. GAUCHAT.]

III. ITALIENISCH. 1. *Einleitendes*. Das ganze der Südflanke der Alpen angehörige Gebiet der Schweiz hat mit Ausnahme der beiden Walliser Dörfer Gondo und Sim-peln, sowie des Tessiner Dorfes Bosco als Amts- und Kultursprache das Italienische angenommen. Ferner ist das Italienische auch Kirchen- und Schulsprache im ladinischen Dorf Bivio-Stalla (im Oberhalbstein). Unter «italienisch» verstehen wir hier diejenige Sprache, die infolge ihrer inneren Vorzüge, sowie durch den Einfluss der sich ihr zuerst bedienenden Stadt Florenz und der ihr vom leuchtenden toskanischen Dreigestirn (Dante, Boccaccio und Petrarca) verliehenen Macht als literarischem Idiom über alle Dialekte des Halbinsellandes Italien und der dazu gehörenden Inseln die Herrschaft erlangt und alle übrigen lokalen Schriftsprachen, die sich neben ihr gebildet, verdrängt hat. Unter diesen letztern befand sich die lombardische Schriftsprache, die nach der Zeit der ausschliesslichen Verwendung des Lateinischen und vor dem Aufkommen des Toskanischen sicherlich in den später die italienische Schweiz bildenden lombardischen Landschaften ebenfalls als Sprache der Kultur gedient hat.

Der Gebrauch des Toskanischen beschränkt sich jedoch auf die nicht zum Alltagsleben gehörenden Bedürfnisse; es ist die allgemein übliche Schriftsprache, wird dagegen als gesprochene Sprache bloss in der Kirche und Schule, vor Gericht und im Ratssaal, in Vereins- und Volksversammlungen, sowie im mündlichen Verkehr mit Italienern aus andern Landesteilen und mit Ausländern verwendet. In allen übrigen Fällen des mündlichen Verkehrs bedient man sich der lokalen Dialekte, die zwar zahlreiche örtliche Unterschiede zeigen, aber doch (mit Ausnahme des deutschen Dialektes von Bosco) in ihrer Gesamtheit den gemeinsamen Typus der lombardischen oder, genauer gefasst, der westlombardischen Mundart darstellen. Die Verbreitungsgrenze dieses auch als «zisaduanisch» (d. h. diesseits oder rechts der Adda herrschend) bezeichneten Typus wird im Grossen durch die Alpen, den Po, die Sesia und die Adda bestimmt.

Der lombardische Dialekt bildet zusammen mit den Dialekten des Piemont, Liguriens und der Emilia eine besondere mundartliche Gruppe, die wegen ihrer Verwandtschaft mit den transapenninischen Idiomen einerseits und den transalpinen andererseits als gallo-italische Gruppe bezeichnet wird. Erscheinungen, welche das Lombardische mit dem Italienischen gemein hat, sind unter andern die Verwandlung von lateinischem *pl, bl, cl, gl, fl* in *py, by, ky, gy, fy*, die heute teilweise (*ky, gy*) zu neuen Resultaten fortgeschritten sind. So entspricht lombard. *pyana*, *čaf* dem italien. *pana*, *chiave*, während das Französische den Anlaut von *plaine*, *clef* intakt erhielt. Ein wichtiger Charakterzug, der das Lombardische mit dem Toskanischen verbindet, ist der Verlust des auslautenden *-s*, wie in lat. *tempus* = ital. *tempo* = lombard. *temp*, oder lat. *cantas* = ital. *canti* = lombard. *te ca.nti* oder *ca.nita* gegenüber französ. *temps*, *chantes*. Der Abfall des *-s* hatte auch in der Pluralbildung der Substantive wichtige Konsequenzen. Von den einzig übrig gebliebenen lateinischen Kasus des Plurals *muri* und *muros* wurde der zweite durch den Verlust des *-s* gleichlautend mit dem Singular *muro*, sodass der Toskaner und der Gallo-Italiener sich gezwungen sahen, die Form *muri* zur Bezeichnung des Plurals zu wählen. Im Französischen fällt umgekehrt *-i* ab, während *-s* bleibt. Dadurch wurde hier der alte Nominativ unbrauchbar und setzte sich der Akkusativ als Pluralform fest.

Andererseits stimmt das Lombardische sehr oft eher mit dem Französischen überein, z. B. in folgenden wichtigen Punkten, die wir als charakteristisch hervorheben: 1) in

den Lauten *ö* und *ü*, die das Toskanische nicht kennt, z. B. lombard. *kör*, französ. *cœur*, ital. *cuore*; lombard. *mür*, französ. *mur*, ital. *muro*; 2) im Abfall der unbetonten Endvokale *e, i, o*, wie aus den selben Beispielen ersichtlich ist; 3) in der teilweise oder ganz durchgeführten Nasalierung der Vokale vor *-n*: lombard. *pay* und *pä*, französ. *pain*, ital. *pane*; 4) latein. *p* und *l* werden zwischen Vokalen zu *v* und *d*, so in lombard. *savp*, französ. *savoir*, ital. *sapere*, oder in lombard. *canta.da*, altfranzösisch. *chantede* (woraus später *chantée*), ital. *cantata*. Man vergleiche ferner noch lombard. *piäze* und französ. *plaisir* mit ital. *piacere*, mailändisch *pyasa* und französ. *place* mit ital. *piazza* u. s. w. Auch die Behandlung des Personalpronomens ist gleich wie im Französischen, z. B. mailänd. *el canta* = französ. *il chante*, während der Italiener das Pronomen auslassen kann: *canta*. Die Hervorhebung der Person erfolgt ebenfalls wie im Französischen: lombard. *mi a ka.niti*, französ. *moi je chante*.

Natürlich hat die Gruppe der lombardischen Dialekte auch eigene Charakterzüge, die weder im heutigen Toskanischen noch im modernen Französisch wiederkehren. Dahin ist vor allem zu rechnen die Pluralbildung, die (wie im Deutschen) auf Umlaut beruht. So z. B. mailänd. *več*, Plural *vič* = alt; valm. *špos*, Plural *špüs* = Gatte; *fort*, Plural *fört* = stark (vergl. im Deutschen *Hut - Hüte, Loch - Löcher* etc.). Weitere Einzelheiten werden nachher bei der Besprechung der lombardischen Dialektspaltungen noch zu erwähnen sein.

2. *Geographische, historische und ethnische Grundlagen der Dialekte der italienischen Schweiz*. Das italienisch sprechende Gebiet der Schweiz stellt keine geographische Einheit dar. Es verteilt sich auf drei Landschaften, von ungleicher Grösse, die durch dem italienischen Königreich zugehörige Territorien voneinander geschieden werden und unter sich nicht direkt zusammenhängen. Der weitaus grösste dieser drei Teile mit etwa 140 000 Einwohnern wird durch die Mesolcina und den Kanton Tessin gebildet und gehört fast ausschliesslich dem obren Flussgebiet des Tessin und des nördlichen Langensees an, den zweiten Teil stellt das von Liro (Einzugsgebiet der Adda) sich entwässernde Val Bregaglia (Bergell) mit etwa 1600 Einwohnern dar, und der dritte Teil ist das ebenfalls zum Einzugsgebiet der Adda gehörige Val Poschiavo oder Puschlav mit ungefähr 4200 Ew. Alle drei entbehren einer einheitlichen geographischen Geschlossenheit. Sogar der erstgenannte grösste Abschnitt muss als ein fast zufälliges Aggregat bezeichnet werden, da der (mit Ausnahme des zum Comersee sich entwässernden Val di Muggio) zum Einzugsgebiet des Luganersees gehörige Sottoceneri dem Sopraceneri mehr nur äusserlich angegliedert als wirklich organisch einverleibt erscheint. Stets hat er sich zu diesem sowohl mit Bezug auf seine politischen wie wirtschaftlichen Anschauungen und Interessen in Gegensatz gestellt. Dazu kommt, dass ihn nicht durchwegs natürliche Grenzen vom benachbarten Königreich Italien scheiden. Ein zusammenhängendes organisches Ganzes bildet einzig der Sopraceneri (mit der Mesolcina), der das gesamte obere Einzugsgebiet des Tessin umfasst und im Westen vom Mündungsgebiet der Tosa, im Osten von demjenigen der Adda (Val del Liro) und oberen Comersee klar begrenzt erscheint.

Wie die italienische Schweiz der geographischen Einheitlichkeit ermangelt, fehlt ihr auch der historische und politische Zusammenhang sowohl in der Gegenwart als — in noch verschärfter Masse — in der Vergangenheit. Sind doch die Mesolcina, das Bergell und das Puschlaverthal politisch vom Kanton Tessin geschieden, und dem Kanton Graubünden angegliedert. Vor ihrer Zuteilung zur schweizerischen Eidgenossenschaft teilten die in Frage stehenden Gebiete die Geschicke der verschiedenen westlombardischen Staatswesen, denen sie angehörten. Besonders wichtig sind für uns, sowohl mit Bezug auf die staatlichen als auf die kirchlichen Verhältnisse, die Streitigkeiten zwischen Como und Mailand und, was die südlichen Bündnerthäler anbetrifft, zwischen Como, dem Bistum Chur und den weltlichen Gewalt Rätien. Die Bündner Thäler schlossen sich dann freiwillig dem Grauen Bund an, wodurch sie den übrigen Gliedern dieses Bundes an Rechten und Pflichten gleichgestellt wurden. Anders stand es mit dem Tessin, dessen

einzelne Abschnitte zu verschiedenen Zeiten von den Eidgenossen erobert und von diesen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts als Untertanenländer behandelt wurden. Aber auch in diesem Untertanenverhältnis bildete das Land keine Einheit. So gehörte z. B. die Leventina, die älteste der «ennetbirgischen» Vogteien, ausschliesslich dem Lande Uri, während das Bleniothal, die Riviera und Bellinzona den drei Urkantonen gemeinsam unterstanden und die Vogteien Locarno, Valle Maggia, Lugano und Mendrisio von den zwölf alten Kantonen verwaltet wurden. Von Bedeutung für uns ist die Tatsache, dass alle die mehreren Kantonen untertanen Vogteien keineswegs etwa unter einem gemeinsamen Landvogt und einer einheitlichen Herrschaft standen, sondern vielmehr jede für sich von einem auf die Dauer von zwei Jahren abwechselnd von den verschiedenen Kantonen gewählten und mit speziellen Vollmachten ausgerüsteten Landvogt verwaltet wurde. Derart ermangelte die Oberherrschaft über diese italienischen Vogteien jeglicher Einheitlichkeit und blieb jede einzelne Vogtei von den übrigen völlig geschieden. Ferner ist zu bemerken, dass der jeweilige souveräne Kanton, dem hauptsächlich die wirtschaftliche Ausbeutung der ihm für eine bestimmte Zeit zugewiesenen Vogtei am Herzen lag, sich nur wenig oder auch gar nicht um die Sitten, Bräuche und Ueberlieferungen seiner Untertanen zu kümmern pflegte, die nur dann unangetastet blieben, wenn sie den Absichten der Herrschenden nicht im Wege standen. Nun waren die territorialen und historischen Grenzen der einzelnen Vogteien älter als die Eroberung und reichten wahrscheinlich bis zu den Zeiten des oberitalienischen Comune (Gemeindewesens) zurück. Und so bildeten die alten Vogteien, die sich in den heutigen Distretti oder Regierungsbezirken noch erhalten haben, die einzigen historisch administrativen Einheiten, bis sie am Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem einzigen souveränen Staate, dem Kanton Tessin, vereinigt wurden. Weit längere Dauer hatten im Tessin die lombardischen geistlichen Hoheitsrechte. Erst 1888 entstand das Bistum Lugano, während bis dahin die «Tre Valli» (Leventina, Blenio und Riviera), Brissago und das Val Capriasca von Mailand und der Rest des Kantons von Como abhängig gewesen waren. Die Errichtung eines eigenen Bistums änderte aber nichts an dem Ritus, der in den einst von Mailand abhängigen Vikariaten immer noch ambrosianisch und in den ehemals unter Como stehenden Kirchen römisch verblieb. Was Graubünden betrifft, kann nicht erwiesen werden, dass das Bergell und die Mesolcina jemals einer andern geistlichen Macht als dem Bistum Chur unterstanden haben. Das Puschlav seinerseits bildete lange Zeit ein Streitobjekt zwischen Chur und Como, bis es im 16. Jahrhundert an Como kam und dann 1869 neuerdings dem Bistum Chur angegliedert wurde. In konfessioneller Hinsicht sind der ganze Kanton Tessin, die Mesolcina und drei Viertel der Bewohner des Puschlav katholisch, reformiert dagegen der bleibende Viertel des Puschlav und das ganze Bergell.

Geographische Lage und geschichtliche Entwicklung bestimmen die Mittelpunkte, die auf die Verkehrs- und die sprachlichen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluss auszuüben vermögen. Ein solches Zentrum war für die italienische Schweiz und ist heute noch Mailand, sowie in beschränkterem Umfang auch Como. Für die Bündner Thäler käme in dieser Hinsicht auch noch Chur in Betracht, aber nicht das germanisierte Chur sondern das alte ladinische Chur. Es scheint aber glaubwürdig, dass die grosse Entfernung dieser Stadt und ihre geringe kulturelle Bedeutung sie verhindert haben, auf die sprachlichen Geschehnisse der südlichen Thäler einzuwirken. Wichtige lokale Zentren für das Tessin sind Bellinzona, Locarno, Lugano und Mendrisio, für das Bergell Chiavenna und für das Puschlav Tirano.

Sehr verwickelt ist noch die Frage nach der ethnischen Abstammung und Zugehörigkeit der unsere Gebiete vor der Eroberung durch die Römer bewohnenden Völkern. Offenbar hatten sich auch im Tessin keltische Stämme niedergelassen, wenn nämlich die Annahme richtig ist, dass Ortsnamen wie *Nante* (Airolo), *Breganzona*, *Duno* (Lugano) und andere Zusammensetzungen mit *-dunum*, sowie Formen auf *-acum* (Cavagnago, Brissago) auf die keltische Sprache zurückgeführt werden

dürfen. Es scheint, dass solche charakteristische Namen und besonders die Formen auf *-acum* im Einzugsgebiet der Adda wie auch in Graubünden fehlen. Dagegen treten in allen unseren Landschaften, sowie im nördlichen Graubünden Namen auf *-ascu*, *-a* häufig auf, welches Suffix man auf das Ligurische zurückführt. Den gleichen Ursprung scheint auch das Suffix *-incu* (in den Ortsnamen *Landarenca* und vielleicht auch *Malenco* im Veltlin) zu haben, das sich später mit dem germanischen *-ingu* vermengt hat. (Einige Gelehrten möchten *-ascu* ebenso wie *-incu* allerdings auch noch den Kelten zuschreiben). Die alten Schriftsteller erwähnen ferner noch die Lepontier (vergl. *Leventina* = *Lepontina*) als Bewohner des Thales von Ossola (*Oscela*) oder Eschenthal und des heutigen Tessin (oder doch wenigstens von dessen nördlichem Abschnitt). Auch scheint es, als ob das Veltlin bis zum Comersee von den Rätieren besetzt gewesen sei. Von den Sprachen der Rätier, Lepontier und Ligurer wissen wir aber nichts oder nur sehr Weniges, so dass wir zur Zeit noch darauf verzichten müssen, uns ein klares Bild von all diesen ethnischen Verhältnissen machen und daraus sichere Schlüsse auf die Elemente der heutigen Sprache der lombardisch-alpinen Bewohner vor und zur Zeit des Einfallens der Kelten ziehen zu können. — Was dann die infolge des Zerfalls des römischen Reiches und der Barbareneinfälle neu hinzugekommenen ethnischen Elemente betrifft, liegt kein Grund vor, die südlichen Landschaften von der übrigen Lombardie getrennt zu betrachten. Wir wollen in dieser Beziehung einzig bemerken, dass man in der italienischen Schweiz keinerlei Spuren von jener germanischen Kolonisations-tätigkeit der Wals er findet, die im Eschenthal (Ossola), Sesiathal und im Aostathal noch so offenkundige Ueberreste hinterlassen hat. Das deutsche Dorf Bosco im Maggiathal scheint einen blosser Ableger der Deutschen zu bilden, die sich im benachbarten Formazzathal (Pommat) niedergelassen hatten.

3. *Dialektgliederung*. Die westlombardischen Dialekte können nach praktischen Gesichtspunkten in eigentliche lombardische und in alpine Mundarten eingeteilt werden. Die ersten finden sich in der Tiefebene und in den Vor-alpen (inkl. Locarno, sowie das linke Ufer des Tessin und des Langensees in den Bezirken Bellinzona und Locarno), die andern in den Hochthälern der Flussgebiete der Tosa, des Tessin und der Adda, wovon auf bündnerischem Boden das Puschlav und Bergell zum Addagebiet und die Mesolcina zum Tessingebiet entfallen und auf Boden des Kantons Tessin die Landschaften des sog. Sopraceneri gehören. Die natürlichste Gruppierung ist die folgende, die auf die mundartlichen Eigenheiten und die historische Zugehörigkeit gegründet ist: I. Lombardische Mundarten im eigentlichen Sinn, mit den Unterabteilungen 1) Mendrisio, 2) Lugano, 3) linkes Ufer des Tessin und des Langensees in den Bezirken Bellinzona und Locarno; II. Alpine Mundarten: a) Tessin und Mesolcina mit 4) Locarno (Land); Verzasca, Centovalli und Onsernone, 5) Valle Maggia, 6) Bellinzona, 7) Riviera, 8) Bleniothal, 9) Leventina, 10) Mesolcina; b) Flussgebiet der Adda mit 11) Bergell, 12) Puschlav.

Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen den lombardischen und alpinen Dialekten besteht in der Behandlung des *k, g* vor *a* und andern Vokalen. In den alpinen Mundarten wandelt es sich in einen Palatallaut, so z. B. lombard. *canip*, aber alpin *čamp* («Feld»), oder lombard. *gamba* = alpin *gamba* («Bein»).

Uebrigens stellt die Unterscheidung in lombardische und alpine Dialekte nicht nur ein geographisches, sondern auch ein Klassenverhältnis dar. Die lombardische Gemeinsprache verbreitet sich in den wichtigeren Zentren (auch im alpinen Sprachgebiet) unter den Gebildeten, die sich ihrer fast ausschliesslich bedienen, immer mehr, wobei sich allerdings hie und da die Eigentümlichkeiten des lokalen Dialektes hineinmischen.

Zur Illustration der eben angeführten Einteilung mögen folgende dialektische Merkmale dienen. a) Gemeinsame Merkmale der lombardischen, vor-alpinen und alpinen Mundarten: Der Laut *ö*, der dem italienischen Diphthong *uo* (z. B. in *nuovo*) entspricht, ist an gewisse Bedingungen gebunden und tritt nur auf, wenn ein *-y*, ein *-i* oder ein *-u* folgte, also lat. *novu* =

näf, aber nova = *nova*, lat. *folia* = *föja*; mailändischem *pyasa* und *meza* entspricht noch *pya.tsa*, *me.dza* (mit nicht reduzierten *ts*, *dz*); nach betontem *e* wird *n* zu *ñ*, so in *bene* = *beñ* gegenüber lombardischem *bè*; *s* vor Konsonant wird zu *š*: *špos* («Gatte») gegenüber mailändischem *spos*. Damit ist freilich nicht gesagt, dass nun jedes Merkmal überall vorkommen müsse und zwar schon deshalb nicht, weil für viele Ortschaften noch keine sichern Nachrichten vorhanden sind. b) Von den Merkmalen, die den alpinen Dialekten allein zukommen, seien die folgenden hervorgehoben, wobei wiederum zu beachten ist, dass für verschiedene Gegenden noch genaue Konstatierungen des Lautstandes fehlen und dass diese Merkmale nicht alle über das ganze alpine Gebiet verbreitet sind: *k*, *g* vor *a* und andern Vokalen wird palatalisiert (wie schon bemerkt); betontes *a* hat die Tendenz, sich in *e* zu verwandeln, z. B. in levent. *čef* = ital. *chiave*; -*atu* und -*ati* werden zu -*au*, -*ai*, woraus in den heutigen Mundarten -*ow*, *ou*, -*o*, -*u* bezw. -*ey*, *-e*, *-e* entstehen, z. B. *prai* = ital. *prati*, *portau* = ital. *portato* (dies findet sich auch vereinzelt im Sottoceneri); dem geschlossenen *e* von ital. *potere* entspricht hier und da der Diphthong *ey*, so *pudey* etc.; dem lombardischen *pyaze*, *fazö* = ital. *piacere*, *fagiuolo* stehen im Val Maggia und anderswo gegenüber *pyaze*, *fazöw*; mailändischem *pes* = ital. *pesce* entspricht die Form *peš*; für ital. *maggio*, lombard. *mağ* haben wir *manž* mit eingeschobenem *n*, das sich seinerseits in *mayž* oder *maynž* auflöst.

Andere Charakterzüge verbinden einzelne Untergebiete miteinander, die meistens benachbart sind; wir sehen aber bisweilen auch entfernte Thalschaften miteinander gehen, so z. B. die Bündertbäler mit dem Anzacathal im Ossolagebiet. Soweit wir heute unterrichtet sind, ist es nicht möglich, einen einzigen lautlichen Charakterzug anzugeben, welcher der gesamten italienischen Schweiz ausschliesslich eigentümlich wäre, ja nicht einmal für die alpinen Varietäten gibt es einen solchen. Nur für das Ensemble der Mundarten des Tessin, von Bellinzona aufwärts, und der Mesolcina besteht ein solcher, soviel man weiss, in der Verwandlung des auslautenden -*l* vom Suffix -*ol* in *w*: *fazöw* = *fagiuolo*. Die Bündnerthäler des Addagebietes besitzen für sich allein die syntaktische Konstruktion «*si pentire*» und «*si pentendo*» statt *pentirsi*, *pentendosi*, wie im italienischen. Eine grössere Einheit war bei der politischen Zerstückelung und den gewaltigen Schranken, welche die Gebirge und Seen darstellen, nicht zu erwarten.

Endlich wäre eine lange Reihe von Sonderzügen aufzuzählen, welche die enger begrenzten Sprachlandschaften von einander unterscheiden. Hierbei machen die Merkmale nicht immer genau an der politischen Grenze Halt, sondern sie überspringen oft die Schranke oder erreichen sie diesseits nicht ganz. Schärfere Abgrenzungen lassen sich da beobachten, wo die politischen Grenzen älter sind und stärkere geographische Einschnitte durchgehen. So zwischen Puschlav und Veltlin, zwischen Bergell und Chiavenna. Die Mundart von Poschiavo stellt geradezu eine ältere Phase des Veltliner Dialekts dar, wobei die Aussprache -*u* der Katholiken für -*atu* gegenüber -*a* des Dialektes von Chiavenna und Veltlin besonders charakteristisch ist. Die Protestanten von Poschiavo sprechen ebenfalls -*a*. Das Bergell hebt sich auffallend scharf ab, nicht nur von Chiavenna, das ganz lombardisch ist, sondern auch von den einheimischen Mundarten der Umgegend und des San Giacomo-Thales. Dieser Gegensatz erklärt sich nicht allein durch alte politische und kirchliche Grenzen, durch die Beziehungen des Bergell zu Bünden, sondern, in den letzten Jahrhunderten, durch die Verschiedenheit der Konfession. Ziemlich scharf ist auch der sprachliche Unterschied zwischen dem Misoxenthal und dem benachbarten Gebiet von Bellinzona. Daran ist die alte politische-kirchliche Grenze schuld, denn Lumino, das letzte bellinzonesische Dorf, gehört eigentlich geographisch schon zum Misox und ist durch kein Terrainhindernis vom ersten Bündnerdorf San Vittore getrennt. Und doch unterscheidet sich Lumino durch zwei wichtige Lautzüge lombardischen Charakters von diesem Dorfe; durch das *ü* für *u* (*mür*), das zwar in Lumino dem Klange nach sich etwas dem *u* nähert, und durch die Verwandlung von intervokal-

kalischem *l* in *r* (*škarä* = *scala*). Vittore hat *u* und *l*. Auf die Phonetik der einzelnen Untergebiete können wir hier nicht eingehen. Wir zitieren nur einige besonders frappante Einzelheiten. Dem Gebiet von Mendrisio, dessen Dialekt sich vom allgemeinen Lombardisch am wenigsten unterscheidet, ist die Aussprache *o* für *a* vor *l* + Konsonant eigen, z. B. in *kolt*, ital. *caldo*; im Luganesischen treffen wir hier und da noch alpine Züge, wie natürlich; so hat Isona, das übrigens politisch noch zum Sopraceneri gehört, Spuren der Palatalisation von *ka*. Im Sottoceneri finden sich auch einige *u*-Inseln im *ü*-Gebiet, z. B. in Bidogno und Breno; im Val Colla und anderwärts wird zweikonsonantischer Ausgang der Wörter nicht geduldet und entweder ein -*e* oder ein -*a* angehängt: *ka.mpe* für *campo*, -*i*, *volpe* = *volpe*, -*i*, *ga.mbe* = *gamba*. etc.; *padra* = *padre*, *ka.vre* = *capre*, *kua.tre* = *quattro*, *do.bya* = *doppio*, -*ppi*, -*ppie*, -*ppia*, etc. Im Gebiet von Locarno erwähnen wir einige interessante Flexionen, wie das Perfekt *kanto.ba* = ital. *cantei*, das Futur *kantaro.ba* = ital. *canterò*; auch das Maggiathal kennzeichnet sich durch sonderbare Formen, wie den Konditional *fari.sba* = ital. *farebbe*; die Mundart von Bellinzona wandelt *o* vor Konsonantengruppen in *o* (*moška*, *mosca*) und, auf dem Lande, *fy* in *š*, z. B. in Sementina, *f* in *h* z. B. in *hil da her* = ital. *filo di ferro* (in Gorduno); die Leventina hat, wie Poschiavo, *sem* für *io sono*, sie kennt im untern Teil die Wiederholung des Pronomens vor dem Zeitwort nicht: *al gal kanta, la galina kanta* = lomb. *el gal el kanta, la galina la kanta*; ferner sind die Vokalassimilationen in der untern Leventina und der Riviera auffallend; so gleicht sich auslautendes *a* regelmässig dem Tonvokal an: *va.ka* = *vacca*, *tere* = *terra*, *pye.ne* = *piena*, *pp.ro* = *porta*, *o.ro* = *ora*, *du.ru* = *dura*, *lü.nü* = *luna*, *gali.ni* = *galina*.

Im Adda-Gebiet spürt man etwas deutlich die Nähe des Rätoromanischen, wie in der Erhaltung der Gruppen *pl*, *bl*, *fl*, des auslautenden -*s* unter gewissen Bedingungen u. s. w. Auch das Vokabular verrät den Einfluss des Engadins, wie aus folgenden Wörtern hervorgeht: *er*, auch; *davent*, weg; *terz*, Praepos. = neben; *or*, *dador* = hinaus; *gügent*, gern; *uscia*, so; *edüna*, immer; *dašnadeč*, plötzlich; *bier*, sehr (im Puschlav *bighier*); *bap*, Vater; *fl*, Sohn (ebenso in der Mesolcina); *sor*, Schwester (in der Mesolcina *sew*); *frär*, Bruder (in der Mesolcina *fra*); *neif* mask., *nezza* fem., Nefte, Nichte; *cianciär*, sprechen; *tatlär*, hören (auch im Veltlin); *norsa*, Schaf; *muntanela*, Murmeltier (ebenso im Puschlav und Bormio); *penk*, Butter (auch im Veltlin); *sdun*, Löffel; *böil*, Darm; *vig*, Dorf, etc., welche Wörter dem Bergell angehören (für das Puschlav vergl. *zont*, völlig; *däus*, hinten, in geschützter Lage; *inténtar*, zwischen).

Als Sprachproben lassen wir für die einzelnen Dialekte den ersten und zweiten Vers des Gleichnisses vom verlorenen Sohn (Lukas XV, 11 & 12) folgen, wobei wir bemerken, dass die Texte z. T. in phonetischer und z. T. in traditioneller Umschreibung gegeben sind, d. h. so, wie sie mir von meinen Quellen geboten wurden. Zum Vergleich fügen wir ausser dem deutschen Text auch noch die französische, rätoromanische (oberengadinische und surselvische), mailändische u. schriftitalienische Version bei.

Deutsch: Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne; und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut.

Französisch: *Un homme avait deux fils, dont le plus jeune dit à son père: mon père, donne-moi la part de bien qui me doit échoir. Ainsi, le père leur partagea son bien.*

Oberengadinisch: *Ûn hom avaiava duos figls. Ed il giuven da quels dschet al bap: bap, do'm la part della roba ch'òm tuocho. Ed el partit ad els la roba.*

Surselvisch: *In hum haveva dus figls. Ad il giuven da quels schet al bap: bap, mi dai la part da la rauba ca avda a mi! Ad el partit ad els la rauba.*

Italienisch: *Un uomo aveva due figliuoli. E il più giovane di loro disse al padre: padre, dammi la parte dei beni che mi tocca; e il padre spartì loro i beni.*

Mailänder Dialekt: *Una volta g'era un om ke'l g'aveva düü fyöö. E'l püsee giuven de lur, el ge diz un di a so pa.der: papa, fam föra la part de roba ke me toka; e'l pader el ge l'ö fada föra.*

Lombardische Dialekte des Kantons Tessin: a. Mendrisio (Valle di Muggio): *Un omm al gheva düü fyöö; e'l minor al g'a dii al so pa: Ó pa, demmi la mia part ca ma tocca. E'l pa l'a spartitü siü la sua sostanza tra i so düü fiö.*

b. Lugano (Val Colla): *On om al gh'eva düü fioeu; e'l pussee punin l'a dié'al so pa: pa, dam era parte di ben ch'em lo.ca. E'l pa a g'ra dacia.*

c. Lugano (Malcantone): *On padra o gheva duu fioeu. E or minor l'a digg ar so pa: Pa, dem ra mi part de soctanza cam pario.ca. Er padra o ga scpartit intra de lor ra so sostanza.*

d. Bellinzona-Stadt: *Una volta g'era un om ke'l g'aveva düü fyöö. E'm bel di'l pusée yimin al ja kul isq pa: o pa, dam la part da la tua roba ke ma toka mi; e'l pa'l ga l'a daya.*

e. Bellinzona-Land (Linkes Ufer des Tessin: Arbedo). *Un'om el g'eva düü maton. El püsee žun da sti düü el g'a dié al pa: pa, dam föra la meé part da sustantya ke m'toka, e lu el g'a fac-föra y part.*

f. Locarno (nach Biondelli: Saggio, S. 47). *On um l'a avüt düü fiö. E'l püü giövan da costor o gh'a di al pádar: pa, dem la mea part ch'a m'toca; e'l pádar o gh'a fai föra i part.*

Alpine Dialekte der italienischen Schweiz: a. Valle Maggia (Cavergno). *Sema'na volta u'y'era um pa k'eva düü tuzoy. Lu fyöö minor um di u cap'a lu pa e u y dež: pá, a vöt la me part ila špartitšom dla vöša roba; e lu pá u y l'a deča.*

b. Locarno (Valle Verzasca; nach Monti, S. 421). *On ömen o gh'eva du tosöi. El pu pinign o ga dicc al pá: pá, dam er tangenta dër roba ca'm vegn a mi. E o gá scpartit föra er sostanza.*

c. Obere Leventina (Ossasco). *Un bot u y eva um pa ée dl'eva düü tuzuy. E u pyunda pi.san l'a dié un di al pa da dej la so part ded roba. U pa u y l'a deča.*

d. Untere Leventina (Poleggio). *Um bot g'era um'om ke g'eva düü fyöy. E um di kel pyonda pij e štač-sü e g'a dié kul so pa: pa, dam la part det la roba kem špeta a mi. E'l pa gl'a dacia.*

e. Bleniothal (nach Monti, S. 420). *On taa om o gheva doi fant. E ol pu piscen de quigl l'a dié al pa: o pa, dam ra part dra roba co'm toca. E lu o g'a spartit ra roba.*

f. Riviera (Claro). *Omn'om al g'ave duu fyey. E al pisey žon da l'ow l'a dié al so pa: pa, dam la part dala roba ka'm toko, e'l pa el g'a fac föro a önun la soo part.*

g. Bezirk Bellinzona (Rechtes Ufer des Tessin: Gorduno). *On om o g'ave düü hiyi. E'l pise.e žon o g'a dié al se pa: pa, dem hory la part da kel ko'm to.ko. E lu o g'a špartit hory la so roba da kel k'o g'tuke.ve.*

h. Obere Mesolcina (Misox). *Un om el g'avevo do maton; e'l čuse žovin de kuš el ge diz un di al tso pa: pá, dadum la part de roba ke me to.ko; e'l pá, buna.s, l'a špartu föro tra de lo j so beñ.*

i. Untere Mesolcina (San Vittore). *No volta e g'era omn'om kel g'aveva du fyé. Om di el pise piniy el g'a dié al so pa: ti. pa, dam la mi part, ke mi a vey na a gira'l mont. E'l pa alora el g'a fac föra la so part.*

k. Bergell (nach Biondelli: Saggio, S. 42). *Un om veva düü fi. A plü giuwan dgét con sè bap: bap, dam la mè pärt da roba; ä'l lur špartit i sè ben.*

l. Puschlav. *Un om al gea doi fitöy. Al plü žu.an al ga dis kun se pa: pä, da.dum la part da roba ki ma toka; e'l pa al ga spartu la roba intra da lur.*

Es erscheint leicht verständlich, dass der Wortschatz unseres ganzen Gebietes rein lombardischen Charakters ist, namentlich in jenen Landschaften, die wir ausdrücklich als lombardische bezeichnet haben. Es handelt sich zum grösseren Teil um den Mundarten ursprüngliche eigene Gemeinwörter und nur zum weitaus kleineren Teil um von aussen eingeführte Wörter. Doch ist es nicht immer leicht, zwischen beiden zu unterscheiden; so erscheint z. B. der Leventiner Ausdruck *šigera* (Nebel) als mailändisch, weil das Wort nach den Grundsätzen der Leventiner Phonetik als *šigra* ausgesprochen werden sollte. Aus klar liegenden historischen Gründen sind ferner von der Lombardei her verschiedene alte spanische Wörter eingeführt worden, wie z. B. *caraco* (ein Nichts), *catzöla* und *mondegili* (Namen von Speisen). Im alpinen Abschnitt

sind eine grosse Anzahl von Ausdrücken üblich, die meist die Alpwirtschaft, Käseerei und Landwirtschaft betreffen und alpiner Herkunft sind, d. h. die Dialekte der italienischen Schweiz eher mit denen der Alpen im Osten, Westen und Norden, als mit denjenigen der Ebene verbinden. Solche Sprachformen, die sich einzig noch in den Alpen erhalten haben, sind z. B. [*capra*] *bima* (=zweijährige Ziege), levent. *bi.ma*, calanc. *bi.mba*, aostan. *bime*, bellunes. *bi.mba*; *haediolus*, Deminutiv von *haedus* (= Zicklein, ossolan. und tessin. *jö* puschlav. und veltlinisch *andzo.l*, *odzo.l*, trientin. *dzöl*, bellunes. *andola*, engadin. *anzöl*, surselvisch *ansiel*; [*fenum*] *recidivum* (= Emd), tessin. *rede:ti*, *red:ti*, ossolan. *ardzi*, trientin. *ardzi:va* und *erd:iva*, friaul. *ardziwa*, surselv. *raschdi* etc. Die speziellen lexikographischen Ähnlichkeiten zwischen der ladinischen Mundart und derjenigen des Bergell haben wir schon erwähnt; ebenso interessant, hier aber nicht weiter auszuführen, sind die lexikographischen Verwandtschaften zwischen dem Ladinischen und den alpin-lombardischen Dialekten.

Auf die Nachbarschaft der deutschen Schweiz und die engen politischen Beziehungen zu ihr sind die in den Dialekten der italienischen Schweiz vorhandenen vier oder fünf Dutzend von Germanismen zurückzuführen, die heute aber entweder zum grossen Teil schon wieder verschwunden oder im Verschwinden begriffen sind. Sie sind meistens Kulturwörter und beziehen sich auf Handwerke (*ge.rber*, *kra.mer*, *žli.fer* etc.) oder politische Stellen und Würden (*ve.bel* [Weibel], *lanfo.k*, *landa.ma*, in der Mesolcina *landri.ter*). Aus dem Ladinischen übernommene Lehenwörter finden sich dagegen nur sehr selten z. B. mesolcinisch *naus* (schlecht, elend) und *ba:e.lğa* (verlassenes, ödes Haus).

Die Auswanderung nach Frankreich und den übergeseischen Ländern mit spanischer und englischer Sprache führt ebenfalls einige neue Ausdrücke ein. In grosser Zahl treten namentlich die Gallizismen auf, die, durch eine alte Vorliebe Italiens und der ganzen Welt für ihre Anwendung begünstigt, rasch Bürgerrecht erlangen. Von den während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus Australien importierten Anglizismen erwähnen wir das merkwürdige *pi.žnis* (*business* = Geschäft) von Cavergno. Die Männer von Cavergno pflegten einst als Kaminkehrer nach Holland auszuwandern, von wo sie den Ausdruck *varda föra beñ* (gut aussehen) heimgebracht haben. Die Ziegelbrenner des Val Lugano gehen zur Ausübung ihres Berufes nach dem Piemont und bringen von dort Ausdrücke wie *boğa.s* (sich beeilen, französ. *bouger*), *tampa* (Grube) etc. mit.

4. *Dialektliteratur*. Schriftwerke in dieser oder jener Mundart der italienischen Schweiz sind selten. Vom Vorhandenen erscheint allerdings manches durch sein Alter bemerkenswert, dafür aber auch gekünstelt und wenig natürlich. Im 16. Jahrhundert stiftete eine Mailänder Gesellschaft von Lebemännern, deren hervorragendste Stütze der Maler und Dichter Giampaolo Lomazzo war, eine Akademie der Poesie, die sich den äusseren Anschein einer Zunft (badia) von Weinhändlern und Weinträgern aus dem Bleniothal, dessen Sprache angenehm wurde, gab. Die künstlichen Erzeugnisse dieser Muse und Mundart finden wir gesammelt in dem kleinen Buch *Rabisch* (= « Arabesken », Spielereien) *dra academiglia dor compü Zavargna, nabad dra val de Bregn ed tucch i su fidigl soghitt* (1. Ausgabe, Mailand 1589; 2. Auflage, Mailand 1627; Neudruck in Ferd. Fontana's *Antologia Meneghina*, Bellinzona 1900). Nach der Errichtung des den übrigen Gliedern der Eidgenossenschaft gleichgestellten Kantons Tessin entstanden zur Verherrlichung von öffentlichen oder privaten Ereignissen zahlreiche Dialektpoesien, die sich in den Zeitungen zerstreut vorfinden oder auch als Einblattdrucke erschienen, von denen vielfach vielleicht kein einziges Stück mehr erhalten ist. Einige dieser mundartlichen Stücke haben zusammen mit kurzen Notizen über ihre Verfasser in der schon genannten *Antologia Meneghina* Aufnahme gefunden. Der Luganese Carlo Martignoni (1824–1903) behandelte seit 1873 die politischen Tagesereignisse in poetischen Dialektkompositionen, die jetzt in einem Band gesammelt vorliegen (*Raccolta delle poesie in vernacolo luganese di Carlo Martignoni*, Locarno 1903. 208 Seiten). Die Gedichte des aus

Giubiasco bei Bellinzona stammenden Cesare Mariotti (1852—1891) sind dagegen nicht politischen Inhalts (*Poesie in vernacolo giubiaschese*. Bellinzona 1900. 57 Seiten). Diese beiden Sammlungen bilden einen blassen und weit abstehenden Reflex der mailändischen Gedichte von Carlo Porta, des ausgezeichnetsten Dialektdichters von Italien, und vertreten die Tessiner Mundarten von rein lombardischem Typus. Sämtliche mundartlichen literarischen Veröffentlichungen des Tessin beschränken sich übrigens auf die Dialekte vom lombardischen Typus. Der alpinen Dialektgruppe gehören einzig die vor kurzem anonym erschienenen *Poesie in dialetto di Caveragno-Valmaggia* (im *Archivio glottologico italiano*. XVI, Seiten 550—588) an. Begünstigt als der Kanton Tessin erscheint in dieser Hinsicht das Bergell, das einen würdigen Schilderer seiner Bräuche und einer sehr bedeutsamen Epoche seiner Geschichte (des grossen Kampfes zwischen Katholiken und Reformierten) gefunden hat in Giov. Maurizio aus Vicosoprano († 1885), dem Verfasser von *La Stria ossia i stinqual da l'amur*. *Tragicomedia nazionale bargajota. Quindar dii costum da la Bragaja int el secul XVI* (= Die Hexe oder die Liebesneckereien; vaterländische Tragikomödie aus dem Bergell. Bergeller Sittengemälde aus dem 16. Jahrhundert). (Bergamo 1875. 188 Seiten). Das Wenige, was aus dem Puschlav vorhanden ist, kann in dem in der Bibliographie genannten Buch von Michael nachgelesen werden.

5. *Bibliographie* (für den Tessin vergl. auch Salvioni, C. *Bibliografia dei dialetti ticinesi* (Bellinzona 1900) und im *Bollettino storico della Svizzera ital.* XXIII). — Allgemeines: Cherubini, Fr. *Vocabolario milanese-italiano*. 5 vol. Milano 1839-1856. — Salvioni, C. *Fonetica del dialetto di Milano*. Torino 1884. — Monti, P. *Vocabolario della rittà e diocesi di Como* (Milano 1845). — Monti, P. *Saggio di Vocabolario della Gallia Cisalpina e celtico...* (Milano 1856). — Monti, P. *Appendice al Vocabolario...* (Milano 1856). — Ascoli im *Archivio glottologico italiano* (I, S. 249 ff.). — H. Morf in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* von 1885. — C. Salvioni in *La Lettura* (I, S. 718 ff.) und in *Studi di filologia romanza* (VII, S. 183 ff. und VIII, S. 1 ff.). — Puschlav: Michael, Joh. *Der Dialekt des Poschiavothals*. Halle 1905. — Bergell: Maurizio, G. *La Stria ossia i stinqual da l'amur*. Bergamo 1875. — Ascoli im *Archivio glottologico ital.* II, S. 442 f. — A. Redolli in der *Zeitschrift für romanische Philologie*. VIII, S. 161 ff. — H. Morf in den *Götting. Gelehrten Anzeigen* (1885) und den *Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen* (1886). — Bergell und Mesolcina: C. Salvioni in den *Rendiconti del r. Istituto lombardo* (Ser. II, vol. 35, S. 905 ff.). — Bellinzona und Riviera: C. Salvioni im *Archivio glottologico ital.* XIII, S. 355 ff.). — V. Pellandini und C. Salvioni im *Bollettino storico della Svizzera ital.* XVII und XVIII. — Bleniothal: Demaria, L. *Curiosità del vernacolo blesiese*. Bellinzona 1889. — Valmaggia und Locarno: C. Salvioni im *Archivio glottolog. ital.* (IX, S. 188 f.; XIV, S. 437 ff.; XVI, S. 549 ff.), im *Bollettino storico della Svizzera ital.* (XIX, S. 133 ff.) und in der *Romania* (XXVIII, S. 409 ff.). — Lugano: G. Cossa im *Gürmale dell' I. R. Istituto lombardo*. XVI, S. 286 ff. — C. Salvioni im *Bollettino storico della Svizzera ital.* XIII, S. 94 ff. — V. Pellandini im *Schweizer. Archiv für Volkskunde*. 1904. — Lugano und Mendrisio: C. Salvioni im *Bollettino stor. della Svizzera ital.* XXIII, S. 141 ff. — Ortsnamen: Flechia in den *Memorie dell'Accademia delle Scienze di Torino*. Ser. II, t. XXVII. — C. Salvioni im *Bollettino stor. della Svizzera ital.* (XI, S. 214 ff.; XV, S. 22 ff.; XX, S. 33 ff.; XXI, S. 49 ff. und 85 ff.; XXII, S. 85 ff.; XXIII, S. 77 ff.; XXIV, S. 1 ff. und 57 ff.; XXV, S. 93 ff.) und im *Archivio storico lombardo* (XXXI, S. 372 ff.). [C. SALVIONI.]

IV. RÄTOROMANISCH. 1. *Statistik der Rätoromanen im Verhältnis zu den Deutschen*. Die Verteilung der Rätoromanen über Graubünden nach Dichtigkeitsgraden im Jahre 1900 ergibt sich aus der beigegebenen schraffierten Karte. Die nachfolgende Tabelle zeigt den Prozentsatz an Romanen in den einzelnen Kreisen in den Jahren 1860, 1870, 1880, 1888, 1900, um hiedurch einen Ueberblick über die Abnahme des Romanischen und Zunahme des Deutschen zu ermöglichen. Dabei ist zu beachten, dass viele Kreise ganz deutsche Ortschaften enthalten, nämlich

Kreis Ruis; Obersaxen; Kreis Lugnez; Vals und St. Martin; Kreis Ilanz; Valendas und Versam; Kreis Trins; Tamins und Felsberg; Kreis Domleschg; Sils; Kreis Thusis; Masein, Urmein und Tschappina; Kreis Alvaschein; Mutten; Kreis Belfort; Schmitzen; Kreis Bergün; Wiesen; Kreis Remüs; Samnaun. Zieht man die deutschen Ortschaften ab, so wird natürlich der romanische Prozentsatz höher; z. B. hätte Kreis Ruis ohne Obersaxen durchschnittlich 99% Romanen.

Kreis.	1860	1870	1880	1888	1900	Einwohnerzahl 1900
Disentis . . .	100	99	98	98	98	5917
Ruis	63	67	68	69	71	1866
Lugnez	77	79	76	77	76	3533
Ilanz	75	74	73	72	72	4900 ¹⁾
Trins	55	55	56	56	51	2850 ¹⁾
Rhätzens	82	87	84	84	81	2780 ¹⁾
Domleschg . . .	70	65	61	61	54	2,60 ¹⁾
Thusis	39	33	28	31	28	3100 ¹⁾
Schams	88	86	84	80	77	1498
Oberhalbstein .	94 ²⁾	94 ²⁾	94	95	97	2321
Alvaschein . . .	89	85	87	88	81	1556 ¹⁾
Belfort	75	75	72	74	70	1230 ¹⁾
Bergün	63	63	56	59	47	1210 ¹⁾
Ober Engadin . .	85	74	65	60	59	4400 ¹⁾
Obtassna	93	90	87	88	86	2329
Unter Tasna . .	92	92	86	85	81	2486
Remüs	77	73	68	69	68	1468
Münsterthal . .	85	89	81	78	78	1505

Das Verhältnis der Rätoromanen zur Gesamtbevölkerung Graubündens stellt sich wie folgt:

Jahr	Gesamtbevölkerung	Rätoromanen	% Rätoromanen	
			im Kanton	im Verhältnis zu den Deutschen
1850	89 895	42 439	47	54
1860	?	?	42	49
1870	?	?	41	48
1880	94 991	37 794	40	46
1888	94 810	37 036	39	46
1900	104 520	36 472	35	43

Die mit * bezeichneten Zahlen sind jedenfalls etwas zu hoch, da 1850 die Sprachangehörigkeit gemeindeweise uniformiert wurde.

In der ganzen Schweiz belief sich die Zahl der Rätoromanen 1880 auf 38 705, 1888 auf 38 357, 1900 auf 38 651, blieb also seit 1880 konstant. In Prozenten ausgedrückt zeigt sich jedoch ein stetiger Rückgang: 1850 1,77%; 1860: 1,68%; 1870: 1,58%; 1880: 1,36%; 1888: 1,30%; 1900: 1,17%.

2. *Sprachgrenzen*. Das rätoromanische Gebiet erstreckte sich einst nordwärts bis zum Bodensee, ostwärts wahrscheinlich bis zum Ziller- und Pusterthal, von dort südöstlich ins Friaul und Triestinsische; im Westen mag man sich die Grenzlinie etwa von Steckborn direkt nach Süden gelegt und dann der Westgrenze der Kantone St. Gallen, Schwyz und Unterwalden folgend denken. Von diesem grossen zusammenhängenden Gebiet sind nur Bruchstücke übrig geblieben: das Romanische in Graubünden, die Dialekte einiger Thälchen östlich von Bozen und Brixen (namentlich des Grödner- und Gaderthales) und das starkbevölkerte Gebiet des Friaulischen. Durch die alemanische Invasion ging schon im 5. bis 8. Jahrhundert der Teil nördlich von Bünden dem Rätischen verloren ausser dem Walensee (d. h. wälscher See), Glarus (?), Sarganser-

¹⁾ Italienische Bahnarbeiter abgerechnet.

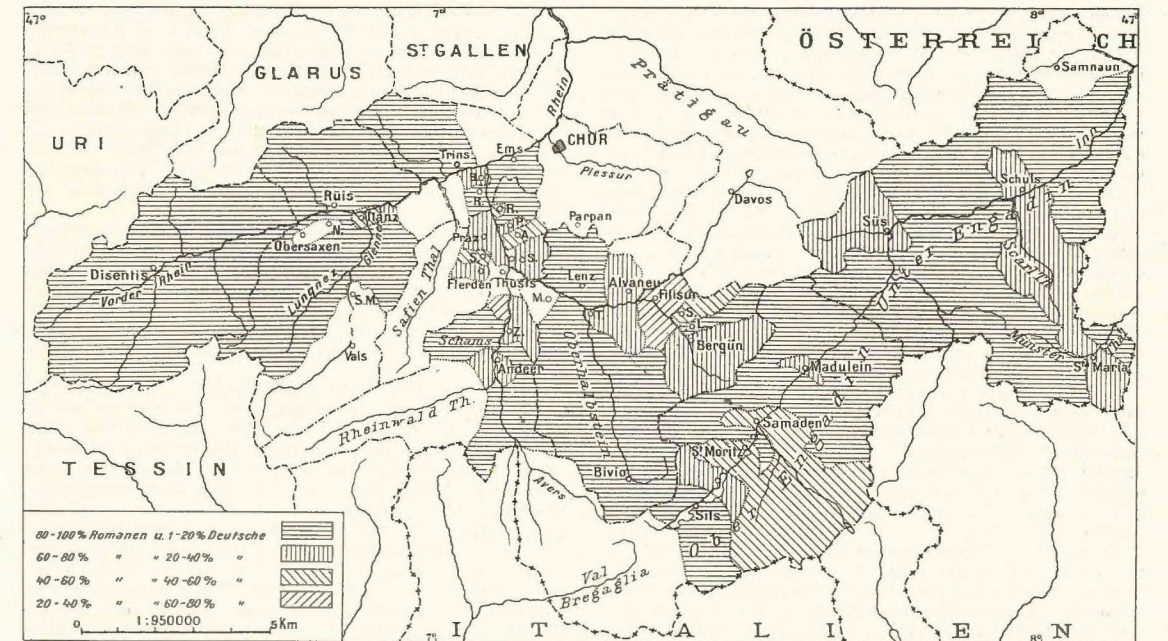
²⁾ Unter Berücksichtigung der falschen Zurechnung des Dialektes von Marmels und Stalla zum Italienischen.

land, Rheinthal bis Oberried und Götzis (etwas nördlich von Feldkirch), sowie dem Walgau. Etwa vom 9. bis 11. Jahrhundert mag sich das Romanische annähernd in dieser Ausdehnung behauptet haben, vom 13.-16. Jahrhundert ging es dann allmählich bis ungefähr auf sein jetziges Gebiet zurück, wobei auch die meist im 13. Jahrhundert eingewanderten Walserkolonien eine grosse Rolle spielten. Im Walgau, Prätigau, Schanfigg gab's noch im Anfang des 16. Jahrhunderts Romanisch-Redende, auch in Chur war der Prozentsatz an Romanischen damals jedenfalls noch beträchtlich (vgl. das «Welsche Dörfli»). Im Montafun soll das Romanische sogar erst im 18. Jahrhundert erloschen sein. Seit dem 16. Jahrhundert hat sich das Gebiet des Romanischen in Graubünden wenig mehr verändert. Wann Thusis (mit Masein, Urmein) und Tamins germanisiert wurden, ist unklar, um 1750 war Thusis schon deutsch. Im 19. Jahrhundert gingen Sils im Domleschg und Samnaun verloren. Zahlreiche Ueberbleibsel im Wortschatz zeugen in den verdeutschten Ge-

die Schule, doch hängt viel von der jeweiligen Person des Pfarrers ab; an vielen Orten wird abwechselnd deutsch und romanisch gepredigt.

In neuerer Zeit hat namentlich im Oberland und Engadin ein bewusster Widerstand gegen das Vordringen des Deutschen eingesetzt. Man will die angestammte Muttersprache nicht so leichtem Herzens hergeben. Sie wird eifrig gepflegt in der Schule (treffliche romanische Schulbücher) und im öffentlichen Leben, in Zeitungen und sonstiger Literatur. Unter diesen Umständen dürften die Prophezeiungen eines baldigen Unterganges des Rätoromanischen kaum so rasch in Erfüllung gehen. Auch dem Eindringen deutscher Wörter, überhaupt den Germanismen, suchen puristische Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Im Engadin hat sich das Romanische auch gegen das Italienische zu wehren (Italianismen gelten vielfach als «schön»), doch war diese Gefahr früher grösser als jetzt.

Bibliographie: Sartorius von Waltershausen, A.: *Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz* (in den



Heutige Verbreitung der Rätoromanen in der Schweiz.

genden von der früheren Sprache. Die jetzigen Grenzen zeigt die schraffierte Karte. Die rechts-links schraffierten Orte (Filisur, Rongellen, Fürstenaun) sind schon überwiegend deutsch. Stark im Rückgang begriffen ist das Romanische in Ilanz, Bonaduz, am Heizenberg, im grössten Teil des Domleschg, im Albulathal von Tiefenkaastel aufwärts (wo die Rätische Bahn den Vorgang beschleunigen wird), im Fremdenquartier des Ober Engadin, d. h. St. Moritz-Pontresina, denen sich Samaden anschliesst. Auch in Schuls beginnt ein ähnlicher Einfluss des Fremdenverkehrs sich fühlbar zu machen. Das übrige Unter Engadin ist noch sehr gut romanisch. Etwas schwereren Stand hat das Münsterthalische. Sehr fest steht das Oberhalbstein, das stärkste Bollwerk aber bildet die kompakte Masse des Oberländischen. Die sehr exponierte grosse Ortschaft Ems hält sich noch recht gut, wenn auch in den Wortschatz viel Deutsches eindringt. In den Schulen (Statistik von 1895) dominiert im Oberland (ausser Ilanz) durchaus das Romanische; in 15 Schulen wird dort überhaupt kein Deutsch gelehrt, in 39 erst vom fünften bis siebenten Schuljahr an. In den übrigen romanischen Gegenden beginnt das Deutsche meist im vierten Schuljahr, zum Teil auch früher. Von Ems bis Ander sind viele Schulen ganz deutsch. Die Predigt ist in den bedrohten Gegenden im Ganzen etwas konservativer als

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1900. — Berther: *Carschen e digren della populaziun romontscha el cantun Grischun* (in: *Ischi*; herausgegeben von Decurtins. Band II, 61-86).

3. *Geschichte der Dialekte*. Ueber die Sprache der alten Rätier wissen wir nichts Bestimmtes. Keltisch scheint sie nicht gewesen zu sein. Die Römer hielten sie für ein verwildertes Etruskisch. Auch das Ligurische kommt in Frage. Ueberreste des Alträtischen mögen in einzelnen Ortsnamen und unerklärten romanischen Wörtern stecken. Im Jahre 15 v. Chr. wurde Rätien von den Römern erobert, und die rätische Sprache ging im Lateinischen unter. Aus diesem, d. h. dem Vulgarlateinischen, entstand in ganz allmählichem Uebergang das Rätoromanische, in ähnlicher Weise wie die übrigen romanischen Sprachen. Etwa vom Jahr 500 an mag man von «Romanisch» reden. Vom Italienischen und seinen Dialekten unterscheiden sich die rätoromanischen Dialekte so stark, dass man sie als selbständigen Sprachzweig neben Italienisch, Französisch, Spanisch usw. stellt. Ein Hauptunterscheidungsmerkmal ist der rätoromanische Plural auf -s, ein anderes das Fehlen des Conditionalis, dessen Funktion durch den Konjunktiv Imperfecti mit versehen wird.

Für den Wortschatz war, wie in allen romanischen

Sprachen ausser dem Rumänischen, die Berührung mit «en Germanen von grosser Bedeutung»). Die älteste Schicht germanischer Lehnwörter drang schon in vulgärlateinischer Zeit ein, z. B. *werra*, woraus italienisch *guerra*, rätomanisch *ufarra* «Krieg». Die germanischen Wörter, die das Rätomanische speziell mit dem Italienischen gemein hat, stammen zumeist aus langobardischer Zeit, z. B. *staffa* «Steigbügel».

Von Norden her mag schon früh der alemannische Einfluss begonnen haben, erreichte aber seinen Höhepunkt erst in der Zeit der Feudalherrschaften etwa vom 12. bis 14. Jahrhundert, indem die Feudalherren selbst und ihr Gefolge meistens Deutsche waren. Auch fiel etwa im 13. Jahrhundert die Ansiedlung der deutschen Walser (wahrscheinlich = Walliser) in vielen Gegenden Graubündens, wie Davos, Prätigau, Langwies, Obersaxen, Vals, Avers, Rheinwald. Aus diesen Jahrhunderten wird in der Hauptsache die ältere gut nationalisierte Schicht der alemannischen (schweizerdeutschen) Lehnwörter stammen, wie oberländisch *huccla*, Kugel, *ruoc*, Krug, *baghegiar*, bauen, *s'amriclar*, bereuen, *giavifchar*, wünschen, *schuber*, sauber, *gliest*, Leute; ferner z. T. die präpositionalen Germanismen wie *parter ora*, «austeilen», *dir giu*, «absagen», und Uebersetzungen wie *esser avon maun* «vorhanden sein», *vegnir pella vitta* «ums Leben kommen». Eine neue Welle deutschen Einflusses warf die Reformation ins Land mit ihren Uebersetzungen religiöser Schriften, daher Wörter wie *vandligiar*, «wandeln». Doch drangen diese nicht so tief in die eigentliche Volkssprache. Eine Masse deutscher Wörter brachte endlich die Neuzeit, namentlich das 19. Jahrhundert, mit all den neuen Einrichtungen, Erfindungen usw. Einen Fall für sich bildet die Rechtssprache: diese war zu allen Zeiten sehr stark mit deutschen Elementen durchsetzt. Jedes romanische Gemeindestatut legt hievon Zeugnis ab. Entlehnungen aus dem Italienischen (Lombardischen) sind im Oberländischen selten, häufiger im Engadin. In engad. *tschappèr* neben *clappèr* «fassen» steht das Lehnwort neben dem alleinheimischen Ausdruck.

4. Einteilung der romanischen Dialekte. Wir können zwei grosse Gruppen unterscheiden: die Dialekte des Rheingebietes und das Engadinische (mit dem Münsterthalischen). Die ersteren nennt man oft «Romansch» im engeren Sinne, das Engadinische im Gegensatz hiezu «Ladinisch». Doch heisst auch das Engadinische gewöhnlich «Romansch». Die Engadiner bezeichnen das Rheinische als «Schalover», von *tschell'ova* = das andere Wasser, d. h. der Rhein. Die beiden Hauptgruppen zerfallen wieder in Unterabteilungen: das Rheinische ins Oberländische (Sursilvanische), Hinterrheinische, Oberhalbsteinische, Filisur-Bergünische usw., das Engadinische ins Oberengadinische, Unterengadinische und Münsterthalische. Diese Unterabteilungen bestehen aber ihrerseits wieder aus kleineren Lokaldialekten mit oft recht ausgeprägten Besonderheiten. In früherer Zeit waren diese lokalen Dialekte, deren fast jede grössere Ortschaft ihren eigenen hatte, stärker unter sich verschieden als heute, wo die Unterschiede infolge der modernen Verhältnisse (Freizügigkeit, Verkehr, Schule usw.) sich vielfach ausgleichen.

Einige Hauptcharakteristika des Oberländischen (I) gegenüber dem Engadinischen (II) sind: I *i*, *e*, II *ü* aus lateinischem *ü*, z. B. I *dir*, *fem*, II *dür*, *füm* aus lat. *durus* «hart», *funus* «Rauch»; I *ia*, II *ö* aus lat. *ö*, z. B. I *piavöl*, II *pöval* aus *populus* «Volk»; I *tg*, II *t* aus lat. *ct*, z. B. I *notg*, *latg*, II *not*, *lat* aus lat. *noctē* «Nacht», *lactē* «Milch»; I *els ein*, II *els sun* «sie sind»; I *giè*, II *schì* «ja»; I *anflar*, II *chatar* «finden»; I *el ei bials* (mit dem sog. prädikativen -s), II *el ais bel* «er ist schön». Nur orthographisch ist der Unterschied von I *tg* und II *ch*, z. B. I *tgau*, II *chaun* «Hunde». Dem Oberhalbsteinischen eigenen sind Formen wie *lür*, *lira* = oberländ. *ligiar*, *ligiau* «binden, gebunden», *paer* = oberl. *pagar* «zahlen». Das Filisurisch-Bergünische hat viele z, z. B. *laz* (lats) = oberländ. *latg*, engad. *lat* «Milch», *zuven* (dzuven) = oberländ. und engad. *giuvon* «jung». Dem Oberhalbsteinischen, Filisurisch-Bergünischen und Oberengadini-

¹⁾ Ueber die Aussprache der im Folgenden angeführten romanischen Wörter siehe die Vorbemerkung zu den Sprachproben.

schen gemeinsam ist die Entwicklung eines *k*, *g* in Fällen wie *cokr* aus *cour* Herz, *bokf* aus *boif* Ochs, *ugra* aus *uru* Stunde, *ikr* aus *ir* gehen, *legvra* aus *leivra* Hase (das *k*, *g* wird jedoch nur gesprochen, nicht geschrieben). Einige Unterschiede des Oberengadinischen (OE) und Unterengadinischen (UE) sind: OE *e* gegenüber UE *a*, z. B. OE *mel*, *der*, UE *mal*, *dar*, aus *mālus* «schlecht», *dare* «geben»; Aussprache des *un*, *au* im OE wie *un*, *äm*, z. B. *bun* = *bun* «gut», *pām* = *paun* «Brot»; OE *poch*, UE *pac* «wenig»; OE *memma*, UE *massa* «zu» (zu viel, zu gross etc.); OE *ieu* (*d'he*), UE *eu* (*n'ha*) «ich habe»; Participia OE *sto*, *steda*, UE *stat*, *statta* «gewesen», OE *purtō*, UE *purtā* «getragen», OE *vendieu* (gesprochen *vendia*), UE *vendü* «verkauft». Für das Münsterthalische charakteristisch sind die Infinitive mit zurückgezogenem Akzent, z. B. *pörter* für *portār* «tragen»; ferner *jau* «ich» und überhaupt viele *au*, daher der Uebername *ils Jauers*.

Litteratur. Ascoli: *Saggi Ladini* (im *Archivio glottologico*, Band I u. VII). — Gartner. *Rätomanische Grammatik*. Heilbronn 1883. — Gartner. in *Gröbers Grundriss der romanischen Philologie*. Band I. — Elementargrammatiken: für das Oberländische von Bühler (1864), Muoth (1890), da Rieti (1904), Simeon (1904), Conradi (1820); für das Engadinische von Andeer (1880). — Wörterbücher: für das Oberländische von Carigiet (1882), Conradi (1823, deutsch-romanischer Teil 1828); für das Engadinische von Pallioppi (1895, deutsch-romanischer Teil 1902). — Ueber die alemannischen Elemente siehe Renw. Brandstetter: *Das schweizerdeutsche Lehngut im Romontischen*. Luzern 1905.

5. Sprachproben (In traditioneller Orthographie). ¹⁾ Aussprache. Oberländisch *tg* und engadinisch *ch* (*tz*), ungefähr = deutschem *tsch* in «Hütchen»; *ge*, *gi* wie im Italienischen, doch mehr deutschem *gj* in «Landjäger» sich nähernd; *gh*, *gn(i)*, *gl(i)* wie im Italienischen; *st*, *sp* wie *scht*, *schp* etc.; *z* wie im Deutschen; *sch* wie französ. *j*; oberländisch *che*, *chi* wie im Italienischen.

Sprichwörter etc. Oberländisch: *tgì ca va per fuc*, *piarda linc*; oberengadinisch: *chi chi vo per fö*, *perda vlö* = Wer um Feuer geht, verliert den Platz. — Oberländisch: *Da Sogn Gagl stat la vacca en nuegl*; obereng.: *a San Giallum tuot il muvel sül pantum* = am Sankt Gallustage alles Vieh im Stall (Bauernregel). — Oberländisch: *un visaus*, *miez salvaus*; unterengadinisch: *sudā visā*, *miez salvā* = gewarnt ist halb gerettet. — Oberländisch: *aulta schgolada*, *bassa tschentada* = hoher Flug, tiefer Fall; *lofchas matteuns*, *tschuffas vaneuns* = putzsüchtige Mädchen, schmutzige Fleischhaken; *nuot ughiau*, *nuot gudignau* = nichts gewagt, nichts gewonnen; *oz en possa*, *dameun en fossa* = heute rot, morgen tot; *prers e pluscheins ein mai pleins* = Priester und junge Hühner sind nie satt; *fatg si cun rida*, *va giu cun spida* = mit Kreide aufgeschrieben, geht mit Speichel aus; *bia canera pintga schgarmera*, *gronda baheida*, *pauca muneida* = viel Lärm, kleine Rahmkelle, grosses Getue, wenig Geld; *bitochels*, *maluns e capuns ein fargliuns*, *petta en pegna ei la madregna*, *bugliarsa ei la basatta*, *ina parentella sbuseratta* = Pizokel, Maluns und Maisklöse sind Geschwister, Ofenkuchen ist die Stiefmutter, Schmalzmos ist die Urgrossmutter, eine verfluchte Verwandtschaft. — Engadinisch (in unterengadinischer Form): *bain stragliä mez pavlā* = gut gestriegelt, halb gefüttert; *chi taidla a parai*, *taidla da sai* = der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand; *chi bter crida*, *bod involida* = wer viel weint, vergisst bald; *chaun müt morda strett* = ein stummer Hund beisst heftig; *chi sta bain*, *nu's mova*, *chi sta mal*, *as lova* = wer's gut hat, bewegt sich nicht, wer's schlecht hat, rührt sich; *chi nun ha giallins*, *nun mangla mafchun* = wer keine Hühner hat, braucht keine Hühnerstange; *giallina chi va per cha*, *o ch'ella picla o ch'ella ha picla* = eine Henne, die im Haus herumgeht, pickt entweder auf oder hat aufgepickt; *ils buns cussagls e las chavras zoppas vegnan davó* = die guten Räte und lahmen Ziegen kommen hinterher.

¹⁾ Vergl. auch die Sprachproben (Gleichnis vom verlorenen Sohn) im Abschnitt «Italienische Sprache».

Cur cha l'vin ais a cuccun,
ils amis sun a mantun,
cur cha l'vin staliva sü,
schì amis nu's vezza pi.

= Ist das Weinfass voll einmal,
Gibt es Freunde ohne Zahl,
Geht zur Neige dann der Wein,
Bleibt man ohne Freund, allein.

Il pur suveran.

Von A. Huonder.

Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp,
Cheu tschentel jeu miu pei,
Artau hai jeu ves da miu bab,
Sai a negin marschei.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg,
Sai a negin perquei d'engrau,
Sun cheu jeu mez il retg.

Quei mes affons, miu ägien saun,
Da miu car Diu schenghetg,
Nutreschel els cun ägien paun,
Els dorman sut miu tetg.

O libra, libra paupradat,
Artada da mes vegls,
Defender vi cun taffradat,
Sco poppa da mes egls.

Giè libers sundel jeu naschius,
Ruasseivels vi dormir,
E libers sundel si carschius,
E libers vi morir.

Der freie Bauer.

Von A. Huonder.

Das ist mein Fels, das ist mein Stein, hierhin 'setz
ich meinen Fuss, geerbt hab' ich euch von meinem Vater,
weiss niemand Dank dafür.

Das ist meine Wiese, das meine Scheune, das mein
Besitz und Recht, weiss niemand dafür Dank, hier bin
ich selbst der König.

Das sind meine Kinder, mein eigen Blut, meines lieben
Gottes Geschenk, ich nähre sie mit eignem Brot, sie
schlafen unter meinem Dache.

O freie, freie Armut, geerbt von meinen Vätern, ver-
teidigen will ich dich mit Tapferkeit, wie meinen Aug-
apfel.

Ja, frei bin ich geboren, ruhig will ich schlafen, und
frei bin ich aufgewachsen, und frei will ich sterben.

6. Überblick über die Literaturgeschichte. I. Engadin. Zweifellos hat es in Graubünden schon romanische Volkslieder aller Art gegeben, lange ehe die erhaltene rätomanische Literatur beginnt. Das rege politische Leben, das im Bündnervolke nach dem Niedergang des Feudalwesens sich entwickelte, namentlich im 15. Jahrhundert, mag schon damals auch Anlass zu politischen und patriotischen Liedern gegeben haben. So ist auch das erste uns erhaltene Denkmal der rätomanischen Literatur, das umfangreiche Gedicht des Reformators Joh. Travers über den Müsserkrieg (entstanden 1527, d. h. zwei Jahre nach dem Krieg) die Antwort auf ein bergellisches Schmähdgedicht. Bald darauf begann Travers deutsche Dramen über biblische Stoffe in's Engadinische zu übersetzen (Joseph in Aegypten 1534, Joseph und Potiphar, Der verlorene Sohn), und Andere folgten ihm (Champell's Judith 1554; Stuppauns Zehn Alter; von Unbekannten: Der reiche Mann und der arme Lazarus, Susanna, Hiob, Die drei Jünglinge im Feuerofen, Die Geburt Christi etc.). Die meisten Dramen sind in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden; gedruckt wurden damals keine, so wenig als der «Müsserkrieg». Diese Dramen zeigen eine unkräftige, oft derbe Sprache, teilweise auch poetisches Talent. Sie wurden während des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts vielfach und unter grossem Aufwand

und Zulauf aufgeführt, und ihr Besuch galt für ein Gott wohlgefälliges Werk, bis sie dann durch die strengen Anschauungen des 17. Jahrhunderts in Verruf kamen und den langweiligen «Singspielen» Platz machen mussten. Ausser den Traversischen Schriften ist aus der Zeit vor 1550 nur vereinzelt Romanisches in Urkunden erhalten.

Die Predigt war im Engadin gleich zu Beginn der Reformation romanisch geworden und trug wesentlich zum Erwachen des Sprachgefühles bei. Die tiefe religiöse Bewegung der Geister verlangte nun nach religiöser Lektüre in der eigenen Sprache und hat so den Anstoss zur Entstehung der romanischen Literatur im engeren Sinne (d. h. der gedruckten) gegeben. Ein Notar, Jakob Biffrun von Samaden, eröffnete 1552 die romanische Buchliteratur mit seiner *Fuorna* und *Taefla* (Katechismus nebst Fibel); 1560 folgte seine Uebersetzung des Neuen Testaments. Durch diese Bücher wurde das Oberengadinische zu einer Schriftsprache mit ziemlich geregelter Orthographie (an welcher letzterer später einige Aenderungen vorgenommen wurden). Auf Biffrun's Neues Testament folgten 1562 die «Psalmen» von Champell, in unterengadinischer Sprache geschrieben. Eine Einigung auf Ober- oder Unterengadinisch als Schriftsprache fand nicht statt, auch in der Folgezeit hat sich das reich entwickelte religiöse Schrifttum des Engadinischen in die beiden Sprachformen geteilt. Die vollständige Bibelübersetzung von 1679 ist unterengadinisch, die Gesangbücher sind teils unterengadinisch (*Philomela* 1684), teils oberengadinisch (Wiezels Psalmen im 17., Frizzonis Gesangbuch im 18. Jahrhundert).

Nachdem durch Biffrun und Champell das Eis gebrochen war, trat das Romanische auch in den Urkunden und Gemeindestatuten immer mehr hervor; um 1680 waren diese wohl fast durchweg romanisch. Das 17. und 18. Jahrhundert hat ausser religiöser Literatur nur wenig hervorgebracht. Ein umfangreiches Gedicht über den Veltlinerkrieg von Wietzel und die «Rätische Chronik» von Vulpus blieben ungedruckt, im Druck erschien dagegen 1742 die *Chronica Raetica* von à Porta.

Hatte früher die religiöse Literatur durchaus dominiert, so begann nun im 19. Jahrhundert ein grosser Aufschwung der weltlichen Literatur. Die engadinische Poesie der neuern Zeit eröffnete 1845 Conradin von Flugli mit seinen *Alchünas rimas romaunschas*, ihm folgte der formgewandte Z. Pallioppi (der auch die Orthographie einer Neuregelung unterzog), der humoristische S. Carratsch, der sinnige und gefühlvolle Caderas, der echt volkstümliche Sandri und einige Andere. Novellen lieferte in neuerer Zeit namentlich G. Mathis, Dramen C. Bardola und F. Grond. Die erste engadinische Zeitung entstand 1843 (*L'Aurora d'Engiadina*), ging aber nach einem Jahr wieder ein. 1852-54 erschien eine *Gazetta d'Inngiadina*, seit 1857 dann das noch jetzt bestehende *Fögl d'Engiadina* (in neuerer Zeit mit einem Beiblatt: *Dumenqia Saira*, d. h. «Sonntag-Abend»). Zeitenweise bestanden noch andere Zeitungen.

II. Oberland. Von handschriftlicher Literatur aus dem 16. Jahrhundert scheint nichts vorhanden zu sein. Die Buchliteratur beginnt im Anfang des 17. Jahrhunderts, ein halbes Jahrhundert später als im Engadin. Der erste Druck ist ein reformierter Katechismus (nebst Anstandsregeln etc.) von Bonifazi, Lehrer in Fürstenu, erschienen 1601. Dieses Büchlein und zwei katholische Büchlein von Calvezano (*Curt Mussament* 1611, *Bref Apologetica* 1612) sind im Domleschger Dialekt geschrieben, wie auch die *Anatomia* von Nauli 1618, eine Streitschrift gegen Stef. Gabriel. Es schien also anfangs der Domleschger Dialekt zur Schriftsprache für das Rheingebiet werden zu wollen, doch schon 1612 gab Stef. Gabriel, Pfarrer in Ilanz, sein *Sulaz da pievel giuvan* (Er-götzung für junge Leute) in richtiger oberländischer Sprache heraus, welcher letzterer nun sehr bald die Alleinherrschaft zufiel. Gabriel erhob im *Sulaz* seine mächtige Stimme zur Verteidigung der neuen Lehre gegen Rom und Spanien. Es war dies die Zeit, als durch die Anstrengungen der Gegenreformation das Verbleiben des Bündner Oberlandes bei der katholischen Religion sich entschied (ausser Ilanz etc.). Die Kapuziner und das Kloster Disentis waren die Hauptkämpfer auf katholischer Seite. Auf protes-

tantischer Seite erschien noch vom Sohne Stef. Gabriels, Luzi Gabriel, eine Uebersetzung des Neuen Testaments 1648 (1748 erst die vollständige Bibel) und 1665 von demselben der *Chiet dals Grischuns* (Hahn der Bündner), eine Sammlung von drei historisch-patriotischen Liedern. Doch die katholische Literatur überwog immer mehr. 1665 gab der Kapuziner Zacharias a Salò seinen *Spiegel de devotium* und 1685 das Buch *La glisch sin il candelier envidada*, d. h. das auf dem Kerzenstock angezündete Licht, heraus; es folgten mehrere Kirchengesangbücher (*Ensacontas canzuns spiritualas* 1674, *Consolazium dell'olma devotiosa* 1690 etc.), und, immer anwachsend, eine Menge von katholischen Andachts- und Erbauungsbüchern aller Art. Im Oberland wird sogar eine katholische und eine reformierte Varietät der Sprache unterschieden, doch handelt es sich nur um orthographische Dinge.

Sehr verbreitet war im Oberland in Abschriften eine Anzahl von « Volksbüchern » wie die h. Geneveva, Barlaam und Josaphat etc., sowie die Beschreibung einer Reise des Abtes Bundi nach Jerusalem. Von dramatischen Aufführungen sind zu erwähnen die Passionsspiele von Somvix und Lumbrein, die jedenfalls aus alter Zeit stammen, und die sog. *Dertgiras nauschos*, Aufführungen in Form eines Prozesses zwischen Junker Fastnacht und Frau Fastenzeit. In der 2. Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden eine Anzahl meist französischer Dramen ins Oberländische übersetzt, und zwar von Castelberg, Latour und A. Sie blieben jedoch ungedruckt. Als Sprache der Gemeindestatuten und Urkunden vermochte das Romanische im Oberland nicht so durchzudringen wie im Engadin.

Das 19. Jahrhundert brachte schon in den politisch bewegten 30er Jahren, also etwas früher als im Engadin, die Entstehung der oberländischen Zeitungsliteratur: 1836-39 *Il Grischun Romonsch*, 1840-41 und dann wieder von 1857 bis zur Gegenwart die noch bestehende konservative *Gazetta Romonscha*; ausserdem bestanden zeitweise die liberalen Blätter *Il Amig dil Pievel*, *La Ligia Grischia*, *Il Patriot*, *Il Sursilvan* etc., neustens ist *Il Grischun* wieder entstanden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwachte auch die Poesie an den Ufern des Vorderrheins. Anfangs der sechziger Jahre entstanden die kraftvoll gedruckten Gedichte von A. Huonder *Il pur suveran* und *A Trun sut igl ischi*, das erste vielleicht die Perle der gesamten rätoromanischen Literatur (vergl. die Sprachproben); das zweite ist in Heims Melodie zum Nationallied der Romanen geworden. Neben Huonder ist J. C. Muoth der originellste und bedeutendste Dichter des Oberlandes. Von ihm sind vor allem zu nennen die prächtige epische Dichtung *Il Cunin d'Ursera* (Die Landsgemeinde im Urserenthal) und einige Balladen und Idyllen. Alfons Tuor hat sich ebenfalls durch einige treffliche Gedichte, ferner durch dramatische Arbeiten (meist Uebersetzungen) hervorgetan. Von neueren oberländischen Dichtern erwähnen wir noch den sehr produktiven F. Camathias. Die volkstümliche Prosa-Erzählung wurde namentlich von J. A. Bühler, A. Balletta und J. C. Muoth gepflegt, in neuester Zeit hat J. Nay einiges ganz vortreffliche geliefert (z. B. *La vacca pugniera*, *Toni da Chischlatsch*). Die meisten neueren Gedichte und Erzählungen sind in den noch zu erwähnenden *Annalas* erschienen.

In den 60er und 70er Jahren versuchte J. A. Bühler mit einigen Gleichgesinnten eine Fusion, d. h. Verschmelzung der verschiedenen romanischen Dialekte in eine einheitliche Schriftsprache. Er verwendete diese künstlich hergestellte Sprache in der Zeitschrift *Il Novellist*, die jedoch nur zwei Jahrgänge erlebte, und in zahlreichen in den *Annalas* erschienenen Novellen. Das Interesse an den Fusionsbestrebungen erkaltete aber bald, da dieses « Konfusions »-Romanisch Niemandem recht munden wollte. In neuester Zeit ist das entgegengesetzte Prinzip, der Individualismus, sogar soweit durchgedrungen, dass vier Sprachen, nämlich Oberländisch, Oberhalbsteinhisch, Ober- und Unterengadinisch, alle ihre eigenen Schulbücher erhielten.

Ein Wort noch über Sammlung und Herausgabe von alter Literatur und Folklore. Den Anfang machte A. v. Flugi mit den *Volkliedern des Engadins* (1873), den *Zwei historischen Gedichten* (1865) und vielen Zeitschrift-Aufsätzen. Die grössten Verdienste aber hat C. Decurtins.

Das Resultat seines unermüdlischen jahrzehntelangen Sammelleisses liegt vor in seiner *Rätoromanischen Chrestomathie*, wovon erschienen sind: Band I: Surselvisch, Subselvisch (Buchliteratur etc.), Band II: Surselvisch, Subselvisch (mündliche Literatur: Märchen, Novellen, Sagen, Sprichwörter, Landwirtschaftsregeln, Rätsel, Kinderlieder, Kinderspiele, Volksbräuche, Sprüche, Zaubersprüche, Volkslieder, Aberglaube), Band III: die Melodien zu den Volksliedern, Band V: Engadin, 16. Jahrh., Band VI: Engadin, 17. Jahrh., Band VII: Engadin, 18. Jahrh.; Band VIII: Engadin, 19. Jahrh. Auch A. Vital hat eine verdienstliche Sammlung engadinischer Volkslieder, Kinderreime, Bauernregeln, Sprichwörter etc. herausgegeben (in den *Annalas* XII-XIV, XVII). J. Ulrich in Zürich hat sich durch eine Chrestomathie mit Anmerkungen und Glossar (I: Oberländisch; II. Engadinisch. — Halle 1882 f.) und durch Herausgabe vieler meist alt-oberengadinischer Texte, gewöhnlich mit Glossar, verdient gemacht. Mitte der 80er Jahre entstand die *Societad Retoromanscha*, die seit 1886 jährlich einen Band *Annalas* herausgibt. In diesen bisher 21 Bänden ist auch viel altes Sprachmaterial publiziert, überwiegend jedoch neue literarische Produktion, auch historische und sprachwissenschaftliche Arbeiten. Dasselbe gilt von dem von Decurtins seit 1897 jährlich herausgegebenen *Ischi* (d. h. Ahorn), dem Organ des oberländischen Vereins *Romania*. In jüngster Zeit hat die *Societad Retoromanscha* mit kantonaler und Bundes-Subvention die Arbeiten zur Sammlung und Herausgabe des rätoromanischen Idiotikons in Angriff nehmen lassen.

Bibliographie. Hauptdarstellung ist C. Decurtins' *Geschichte der rätoromanischen Literatur* (1901, in Gröber's *Grundriss der roman. Philologie*. Band II, 3. Abteilung, S. 218-261). — Ferner F. Rausch: *Geschichte der Literatur des rätoroman. Volkes* (1870). — M. Carnot: *Im Lande der Rätoromanen* (1898). — A. Mohr: *Survista della letteratura ladina* (*Annalas*. XVI 13-152). — E. Böhmer: *Rätoromanische Bibliographie* (in Böhmer's *Roman. Studien*. Heft XX und XXI, 1883 und 1885; berücksichtigt auch das tirolische und friaulische Romanisch). [R. P.]

E. GEISTIGE KULTUR. Die kleine Schweiz darf sich rühmen, im geistigen Leben der europäischen Völker eine sehr grosse Rolle gespielt zu haben und noch zu spielen. Seine öffentlichen Unterrichtsanstalten, Bibliotheken und Museen, seine Zeitungen und Zeitschriften, seine Schriftsteller, Künstler und Gelehrten haben unserm Land eine um so bemerkenswertere Stellung in der Welt erobert, als sich diesen Bestrebungen die politische Dezentralisation, sowie die Unterschiede in Rasse, Sprache und Konfession hindernd in den Weg zu stellen schienen.

1. SCHULWESEN. Volksschulen bestanden vor der Reformation meist nur in den Städten und fanden auf dem Land bis zu Ende des 18. Jahrhunderts bloss in wenigen Kantonen (Zürich, Basel etc.) Eingang. Eigene Schulhäuser waren selten; in den Landgemeinden wirkten in der Regel Wanderlehrer. Ein Zürcher Gesetz von 1749 organisierte oder reorganisierte vielmehr den Primarunterricht in diesem eidgenössischen Stand. Ein allgemeiner Fortschritt mit Bezug auf das Volksschulwesen lässt sich aber erst zur Zeit der helvetischen Republik feststellen. Weder die Mediationsakte noch der Bundesvertrag von 1815 berücksichtigten das Unterrichtswesen, das ausschliesslich der Kompetenz der einzelnen Kantone überlassen blieb. Das gleiche gilt auch von den Verfassungsprojekten von 1832 und 1833. Die Verfassung von 1848 enthielt in ihrem Artikel 28 bloss folgende Bestimmung: « Dem Bund steht das Recht zu, eine schweizerische Universität und eine polytechnische Schule zu errichten. » Der Artikel 27 der Bundesverfassung von 1874 überlässt zwar das Schulwesen der Souveränität der Kantone, stellt aber das Prinzip der obligatorischen, unentgeltlichen und konfessionslosen Volksschule auf. Ein vom Schweizer Volk am 23. November 1902 angenommener Art. 27^{bis} bestätigte den Grundsatz der Unterstützung der Volksschule durch den Bund (vergl. das Ausführungsgesetz vom 25. Juni 1903, das die Verteilung der jährlich mehr als 2 Millionen Fr. betragenden Unterstützungen regelt). Der jetzige Stand des Unterrichtswesens auf der Volksschulstufe lässt sich in Kürze folgendermassen zusammenfassen: Ende 1905 bestanden in der

Schweiz 887 Kleinkinderschulen mit 1037 Lehrerinnen (Kindergärtnerinnen) und 42001 Schülern: zur gleichen Zeit hatten wir (abgesehen von den in mehreren Kantonen ziemlich zahlreich vorhandenen Privatschulen) 4362 Primarschulen mit einem Lehrkörper von 6990 Lehrern und 4193 Lehrerinnen für 502214 Schüler, sowie 609 Sekundarschulen mit einem Lehrkörper von 1545 Lehrern und 249 Lehrerinnen für 46904 Schüler. Die — stets anwachsenden — Ausgaben der Kantone und Gemeinden beliefen sich im Jahr 1905 auf eine Gesamtsumme von 60558624 Fr., in welcher die Bundessubventionen — für das gewerbliche, landwirtschaftliche und kommerzielle Bildungswesen, sowie für die Primarschule (2084168 Fr.) — nicht mit inbegriffen sind.

Die Mittel- und Hochschulbildung datiert in der deutschen wie in der französischen Schweiz (in Zürich, Basel, Genf, Lausanne) in der Hauptsache aus der Zeit der Reformation, trotzdem sie auch von der katholischen Kirche nicht völlig vernachlässigt wurde. Die unter den Auspizien von Pestalozzi 1808 gegründete und bis 1812 tätige schweizerische Gesellschaft für Erziehung, sowie die 1810 durch den zürcherischen Stadtrat Joh. Kasp. Hirzel gestiftete schweizer. Gemeinnützige Gesellschaft nahmen sich des Volks- und Mittelschulwesens kräftig an. Heute besitzen alle unsere Städte von auch nur etwelcher Bedeutung und dazu noch die Mehrzahl der grossen Ortschaften entweder ihr Gymnasium, Progymnasium etc., oder doch zum mindesten ihre Sekundarschule. Auf das Hochschulstudium bereiteten im Jahr 1905 35 Mittelschulanstalten mit zusammen mehr als 12000 Schülern vor. Ebenfalls 1905 zählten die 30 öffentlichen Lehrerseminarien zusammen 2198 Schüler (1447 künftige Lehrer und 751 künftige Lehrerinnen); dazu kamen noch 13 Privatseminarien mit 692 Zöglingen.

Während der letztvergangenen zwanzig bis dreissig Jahre haben wir einen beträchtlichen Aufschwung der Spezialschulen festzustellen. Der Volksschule ist die Berufsschule angegliedert worden, was in einer Zeit wie der unsrigen keineswegs überraschen kann. Wenn wir die landwirtschaftlichen Winterschulen und die Molkereischulen beiseite lassen, zählen wir im Ganzen nicht weniger als 10 landwirtschaftliche Jahresschulen mit theoretischem und praktischem Unterricht, denen der Bund einen jährlichen Beitrag von mehr als 120000 Fr. gewährt. Andererseits sind an den verschiedensten Orten blühende Handels- und Verkehrsschulen errichtet worden, deren wir im Jahr 1903 20 zählten mit zusammen 2412 Schülern und einem Budget von nahezu einer Million Fr. (Bundesbeitrag: 274664 Fr.). Der schweizerische Kaufmännische Verein hat ausserdem noch in allen Industrie- und Handelszentren kaufmännische Fortbildungsschulen eingerichtet. Die Ausgaben des Bundes, der Kantone, Gemeinden und beteiligten Gesellschaften und Vereine für das Berufsschulwesen hatten 1884 noch 43823 Fr. betragen und waren 1902 schon auf die Summe von 3547241 Fr. angestiegen, wie auch im gleichen Zeitraum die Zahl der beruflichen Schulanstalten von 43 auf 298 angewachsen war. In diesen Zahlen sind die Berufs- und Haushaltungsschulen für das weibliche Geschlecht nicht mitinbegriffen, die 1902 auf 214 mit einem Gesamtbudget von nahezu einer Million Fr. angestiegen waren.

Nicht weniger erfreulich zeigt sich die Statistik des Hochschulunterrichtes. Die Schweiz zählt sechs Universitäten: Basel (1459 gestiftet), Zürich (1833), Bern (1834), Genf (die 1559 gestiftete Calvin'sche Akademie 1874 zur Universität erweitert), Lausanne (Akademie von 1537 bis 1890) und Freiburg (1889), welche letztere gleich der 1839 gegründeten Akademie Neuenburg bis heute noch keine medizinische Fakultät hat. Die auf Grund des Artikels 22 der Verfassung von 1848 errichtete und 1855 eröffnete Eidgenössische polytechnische Schule (Eidgenössisches Polytechnikum) zählte im Schuljahr 1906/07 1266 Studierende gegen 720 im Jahr 1893 und 413 im Jahr 1883. Nach einer in der *Academia* vom 22. Februar 1907 veröffentlichten « Frequenz-Statistik der schweizerischen Hochschulen » betrug im Winter-Semester 1906/07 die Gesamtfrequenz der sechs schweizerischen Universitäten, der Akademie Neuenburg und des Polytechnikums 7667 Studierende plus 2669 Auditoren = 10336 Personen. Davon entfielen auf die Universitäten Zürich 1339, Bern

1626, Basel 580, Freiburg 469, Lausanne 1066 und Genf 1201, sowie auf die Akademie Neuenburg 120 immatrikulierte Studierende. Von den 7667 immatrikulierten Studenten sind 3382 Schweizer und 4285 Ausländer. Es sind also bei uns die Ausländer stark vertreten zu gleicher Zeit hat sich auch das weibliche Element sehr vermehrt, indem die Zahl der weiblichen Studierenden an sämtlichen schweizerischen Hochschulen im Wintersemester 1906/07 sich auf 1812 belief. Man hat daran gedacht, Massregeln zur Bekämpfung der Ueberflutung unserer Universitäten durch die Ausländer, namentlich Russen zu ergreifen, doch ist man bis jetzt einzig dahin gelangt, etwas strengere Immatrikulationsbedingungen aufzustellen.

2. BIBLIOTHEKEN UND MUSEEN. Wir besitzen in der Schweiz einige der ältesten Bibliotheken von ganz Europa, indem die Stiftsbibliothek von St. Gallen bis ins 9. und diejenige von Einsiedeln ins 10. Jahrhundert zurückreicht. Bibliotheken sind in allen Städten des Landes vorhanden. Mehrere dieser Büchersammlungen umfassen an die 100000 und mehr Bände, welche Zahl von der Stadtbibliothek Zürich noch um mehr als das Doppelte übertroffen wird. Die wichtigsten Bibliotheken befinden sich in Zürich, Basel, Genf, Bern, Luzern, Neuenburg und Lausanne. Die Bürgerbibliothek Luzern ist besonders reich an Helveticis, d. h. an die Schweiz betreffender Literatur. Durch Bundesbeschluss von 1894 ist in Bern eine schweizerische Landesbibliothek gegründet worden, deren Hauptaufgabe in der Sammlung von Helveticis aus der Zeit nach 1848 besteht, während die Sammlung der Helvetica vor 1848 der eben genannten Bürgerbibliothek Luzern obliegt. Die Landesbibliothek veröffentlicht seit 1901 ein periodisch erscheinendes Bibliographisches Bulletin, das die gesamte bei ihr eingehende Literatur verzeichnet und ein ziemlich vollständiges Bild von der gegenwärtigen literarischen Produktion der Schweiz zu vermitteln vermag. Neben all diesen Bibliotheken, die mehr wissenschaftlichen Zwecken dienen, bestehen in der Schweiz noch mehrere Tausend Volksbibliotheken, von denen wir die öffentliche Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich besonders hervorheben.

Nicht weniger zahlreich als die Bibliotheken sind bei uns auch die Museen vorhanden: historische, naturhistorische, Gewerbe- und Kunstmuseen etc. Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich ist am 25. Juni 1898 eingeweiht worden; seine reichen Sammlungen bieten ein gutes und vollständiges Bild vom schweizerischen Leben im Laufe der Zeiten. Die wissenschaftliche Pflege der Vergangenheit und ihrer Denkmäler hat nicht nur die Gründung von Gesellschaften, wie z. B. der schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft, der Gesellschaft zur Erhaltung historischer Kunstdenkmäler in der Schweiz, der Vereinigung für Heimatschutz etc. zur Folge gehabt, sondern auch eine auf die gleichen Ziele hin strebende gesetzgeberische Bewegung veranlasst, die mit dem Waadtländer Gesetz vom 18. September 1898 ihren Anfang nahm. Zur Zeit bestehen 25 historische und antiquarische Vereine mit periodischen Veröffentlichungen. Speziell zu erwähnen sind auch noch die schweizerischen Kunstmuseen: Musée Rath in Genf, Musée Arlaud in Lausanne, Basler Museum (mit Gemälden von Holbein und Böcklin), Musée des Beaux Arts in Neuenburg (Gemälde von Leopold Robert und Gleyre) etc. Historische Museen sind in den verschiedensten Kantonen vorhanden; als das bedeutendste unter ihnen muss wiederum das Schweizerische Landesmuseum in Zürich genannt werden.

3. BILDENDE KÜNSTE. Wir übergehen hier die Entwicklung der schweizerischen Kunst in den älteren Zeiten und beschränken uns auf einige Angaben über das 19. Jahrhundert. Genf veranstaltete im Jahr 1789 eine erstmalige Gemäldeausstellung. Von Genfer Künstlern sind als die bedeutendsten zu nennen: der Porträtmaler Liotard, der Historienmaler J. P. Saint-Ours (1752-1809), Adam Töpfer, der Vater des Novellisten Rodolphe Töpfer, der ausgezeichnete Tiermaler J. L. Agasse (1767-1849), Professor B. Menn, Lugardon, Joseph Hornung, sowie die Landschaftler François Diday (1802-1877) und Alexander Calame, welche letzterer, obwohl Neuenburger von Geburt, fast sein ganzes Leben lang in Genf wohnte. In Neuenburg treffen wir ganze Malerfamilien, wie die de Meuron, Robert, Berthoud, Girardet. Maximi-